Unterhaltungs-Bibliothek

Deutsche
Unterhaltungs-Bibliothek.

Dritte Serie.

Siebenter Band:

Bunte Bilder.

I.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Bunte Bilder.

Gesammelte Erzählungen und Phantasiestücke

von

Fanny Lewald.

Erster Theil.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

An meine Leser!

Wie die Zeit vergeht! denke ich eben, und finde, daß Jeder von uns diese älteste aller Erfahrungen auf seine eigene Weise zu machen hat, daß Jeder den Verlauf der Zeit, welchen der gesunde Mensch an sich selber innerlich nicht sehr bemerkt, bei irgend einem äußern Anlasse als etwas ihm höchst Auffallendes gewahr wird.

Wie die Zeit vergeht! sagt die Mutter, wenn sie der Tochter, welche sie geboren und auf ihren Armen und an ihrem Herzen groß gezogen hat, den Brautkranz in das Haar flicht.

Wie die Zeit vergeht! denkt der Vater, wenn er den Sohn frisch und rüstig den eigenen Weg im Leben gehen sieht, wenn er Denjenigen als seines Gleichen anerkennen muß, der durch lange Jahre gewöhnt gewesen ist, sich ihm als Lernender und Rathsuchender unterzuordnen.

Wie die Zeit vergeht! sagt der alte Krieger, wenn er in Büchern als Historie behandelt findet, was er selbst erlebt, erlitten und erstritten.

Und: wie die Zeit vergeht! sagen wir Alle, wenn wir einmal plötzlich zu der Bemerkung gelangen, daß wir auf eine lange Reihe von Jahren zurückblicken können, in denen

wir schon als reife Menschen unser selbstständiges Leben lebten, und arbeitend und schaffend unsere Kräfte brauchten.

Oft sind es innere, oft äußere Anlässe, die uns also auf uns selbst zurückführen. Eine Melodie, die wir einmal gehört, ein Gesicht, das wir jung und schön gekannt haben, eine verblichene Bandschleife, eine welke Blume, die wir einmal getragen, eine unscheinbar gewordene Gabe, die man uns einst geschenkt, sind wie ein Talisman, der zwischen uns und der Vergangenheit den Schleier aufzieht; und es ist meist ein gemischtes Gefühl, mit welchem wir auf den zurückgelegten Weg das Auge richten.

Mit lächelnder Wehmuth nehmen wir das kleine vergilbte Stammbuch zur Hand, in welchem die Genossen und Freunde unserer frühen Tage ihre Namen verzeichneten, in welchem wir diese oder jene Kleinigkeit als Erinnerung aufbewahrten.

Wo sind sie hin, die Stimmungen, mit denen wir die kleinen Sinnsprüche lasen, welche freundliche Knaben und Mädchen uns eingeschrieben? Wo ist sie hin, die herzbewegende Rührung, mit welcher dies oder jenes „Memento" uns einst erfüllte? Wir lächeln, wir lachen auch wohl darüber, und doch mögen wir die Erinnerung nicht entbehren und nicht schelten, denn wie fernab sie uns auch gerückt ist, sie war einst doch ein Theil von unserm Selbst, sie war berechtigt, und — selb wenn wir uns

auch über sie hinausgekommen dünken — wir finden, daß wir sie noch lieben, und daß die Jugend, die jetzt neben uns herangewachsen ist, sie noch zu lieben vermag, wie wir es thaten, als wir jung gewesen sind wie sie! — Allein vor seinem alten Stammbuche zu sitzen, das schnürt das Herz zusammen; es seinen Kindern, seinen jungen Freunden zu zeigen, ist immer eine Lust!

Das persönlichste Rückerinnern aber hat der Schriftsteller in dem Betrachten dessen, was er geschaffen; und es überkam mich neulich, als ich einmal in Gegenwart einiger jüngeren Personen meine Mappen durchmusterte, die befremdliche Einsicht, daß neben mir ein Geschlecht herangewachsen ist, daß junge Mädchen und junge Männer mir in Liebe anhängen, die theils noch nicht geboren, theils noch auf den Armen ihrer Mütter waren, als ich zu schreiben anfing, und in kleinen Mährchen und Erzählungen meine Kraft zu versuchen begann.

Wie die Zeit vergeht! rief ich aus, als diese jungen Freunde mir sagten: „Deine ersten Arbeiten, Deine kleinen Mährchen und Erzählungen kennen wir nicht!"

Sie wollten, daß ich sie ihnen zu lesen geben sollte. Die Erwähnung, welche ich in meiner Lebensgeschichte von diesen Anfängen gethan, hatte sie neugierig darauf gemacht, sie wollten sie kennen, sie lesen, wie man ein altes Stammbuch zu sehen und zu lesen wünscht.

Aber wie sollte ich ihnen willfahren? Die Sachen waren zerstreut, das Eine fand sich hier, das Andere dort. Man mußte sie zu sammeln suchen, wenn man sie überhaupt zu geben dachte; und diese Sammlung ist es, welche die beiden kleinen Bände enthalten.

Was sie bringen? Bunte Bilder, wie ein Stammbuch sie bietet. Bunte Bilder, als den Ausdruck eines augenblicklichen Empfindens und Denkens, als Spiegelung wechselnder Tage und Stimmungen, als Verkörperung träumerischer Willkühr. Aus den verschiedensten Anlässen innerhalb eines Zeitraums von mehr als zwanzig Jahren entstanden, wollen sie Nichts bedeuten, als was ihr Titel besagt.

Und so mag denn diese Reihe von Mährchen und Erzählungen, wie sie mir das Bild vergangener Tage vorhält, meinen alten Freunden die lange Zeit zurückrufen, die wir gemeinsam durchlebt haben und in der ihr liebevoller Antheil an meinem Schaffen mir ermuthigend und förderlich gewesen ist, und von meinen jungen Freunden so günstig aufgenommen werden, als einst von ihren Eltern!

Und damit Alt und Jung den besten Gruß!

Berlin, im April 1862.

Fanny Lewald.

Der Stellvertreter.

(1840.)

I.

Es war im Frühjahr des Jahres 1838, als ich mit meinem Regimente zum Manöver in das Lager von Lauth bei Königsberg in Preußen rücken sollte. Das Städtchen Riesenburg, in dem unser Cuirassier-Regiment damals garnisonirte, liegt nur zwanzig Meilen von Königsberg entfernt, doch machte der in Strömen herabfallende Regen und das plötzlich kalt gewordene Wetter den Marsch äußerst unangenehm, und schon am zweiten Tage fühlte ich die Vorboten einer Krankheit, die mich noch vor unserer Ankunft in Königsberg darnieder warf, so daß ich das Lager nicht beziehen konnte und bei der Familie eines Gutsbesitzers einquartirt werden mußte, dessen Wohnung etwa eine Stunde von der Stadt und eben so weit vom Lager entfernt war.

Wer es weiß, wie geisttödtend die Einförmigkeit des Dienstes in den kleinen Garnisonsstädten, wie voller Ent-

behrungen das Leben dort für den ist, der an eine reichere, bewegtere Existenz gewohnt war, der muß auch fühlen, mit welcher Sehnsucht wir jungen Offiziere jede Veränderung herbeiwünschten, und wie viele Monate wir mit Freude darauf gehofft hatten, in Königsberg mehrere Wochen in den Zirkeln des befreundeten Adels und mit den Kameraden im Lager zuzubringen, die wir seit ein paar Jahren nicht gesehen hatten. Was hatte man nicht Alles erwartet! Ich wenigstens war damals überzeugt, daß gerade die hübschesten Mädchen mein wirklich prächtiges Pferd, meine knappe funkelneue Uniform, und mich, den stattlichen Offizier, den die Kameraden selbst le Beau nannten, zuerst bemerken würden; ja, es hätte mich nicht sehr befremdet, wenn mir gleich am Thore ein recht hübsches galantes Abenteuer fix und fertig entgegen gekommen wäre. Statt dessen lag ich krank, fiebernd in einsamer Stube, getrennt von den Freunden und mit hinlänglicher Muße, mir die Herrlichkeiten zu denken und auszumalen, deren alle Andern längst theilhaftig geworden sein mußten.

In der unangenehmsten Stimmung von der Welt verging mir ein Tag nach dem andern, und jeden Abend, wenn der Bataillonsarzt herübergeritten kam und erzählte, wie es schon anfange ganz flott im Lager loszugehen, wie es dort immer voller werde, wie eine Masse von Leuten täglich hinausfahre und die Landwehroffiziere unaufhörlich

Besuche von ihren Familien hätten, unter denen die liebenswürdigsten Schwestern und schönsten Cousinen wären, so hätte ich vor Verdruß vergehen mögen, und verwünschte die Krankheit, den Regen, den Marsch, mich selbst und vor Allem den Doctor, der mich noch immer nicht aus dem Zimmer lassen wollte, und dessen Leidenszeit erst recht begann, als ich mich anfing wohler zu fühlen.

Endlich nach drei ewig langen Wochen schlug die Stunde der Erlösung, und der Doctor gab mir neues Leben mit den Worten: „Ich halte Sie nicht länger, Herr Lieutenant, und wenn Sie sonst Lust haben, können Sie heute ausgehen." Ob ich wollte? Ich rief meinen Burschen, befahl meine Uniform zu bringen, und hörte mit keinem Gedanken mehr auf die weisen Rathschläge von strenger Diät und großer Schonung vor Erkältung und Aufregung. In viel kürzerer Zeit, als es je in meinem Leben möglich gewesen war, hatte ich meine Toilette beendet und wollte ganz eilig die Treppe hinunter eilen. Nun aber fing es an zu hapern. Ich war so matt, daß ich nur auf den Arm meines Johann gestützt vorwärts kommen konnte, und Gott dankte, als ich in der Sonne saß und mich von ihr wärmen und erquicken ließ. Das war denn freilich wieder eine unangenehme Situation; denn mich, schwach zum umblasen, der Familie meines Wirthes zu präsentiren, in welcher eine erwachsene Tochter

war, mit der ch durch das Fenster meiner Krankenstube auf einen freundlichen Grüßfuß gekommen, und deren Augen beim Grüßen sehr groß und blau waren, das war gar nicht nach meinem Sinn. Und mich präsentiren mußte ich durchaus, um für die wirklich mütterliche Sorgfalt zu danken, mit der Madame Teine mich gepflegt. Eben wollte ich mich mühsam dazu anschicken, als die freundliche Frau zu mir kam, sich herzlich freuend, mich schon im Garten zu sehen, und mit der Einladung, nun ihr Haus als das meiner Familie zu betrachten.

„Sagen Sie mir nur, Herr von Steinach, was Sie wünschen, was Ihnen angenehm sein könnte zu Ihrer Pflege, und geniren Sie sich gar nicht, ich helfe Ihnen gern. Ich habe meine Söhne auch nicht bei mir, und denke, was ich Ihnen thue, vergilt eine andere Mutter meinen Söhnen, wenn die es brauchen; das ist so eine Art mütterlicher Freimauerei unter uns alten Frauen. Und so oft es Ihnen recht ist, kommen Sie zu uns hinunter, damit Sie nicht durch einsames Grillenfangen Ihre Genesung verzögern.“

„Ja! kommen Sie,“ fügte Lottchen, die Tochter, hinzu, die während dessen zu uns getreten war, „und machen Sie, daß Sie bald gesund werden, denn in drei Tagen kommt mein Bräutigam“ — eine Nachricht, die mir eben kein großes Vergnügen machte — „und eine Cousine, die

Tochter des Onkels, des Obrist von Hardek, und wir wollen dann hier ein seelenvergnügtes Leben führen."

Ich dankte aus vollem Herzen für so viel unverdiente Güte, und fand einigen Trost gegen Lottchens Bräutigam in der bevorstehenden Ankunft des Fräuleins von Hardek, besonders als ich im Laufe des Gespräches erfuhr, daß sie klein, sehr zart, sehr blond sei, einen bezaubernden Mund und ein paar schwarze Augen habe, fast so lebhaft als sie selbst.

„Ihre Mutter ist todt," sagte meine Wirthin, „und der Vater, der sich sonst niemals von dem einzigen Töchterchen trennt, nun aber in's Lager muß, vertraut mir Marie für diese Zeit an, weil er nicht weiß, wo er das Irrlicht lassen soll; denn trotz aller guten Eigenschaften ist sie wild wie ein Kobold. Nehmen Sie sich in Acht vor ihr."

„Ach! die ist gewiß auch schon längst Braut," rief ich in etwas einfältiger Unbefangenheit, und brachte Mutter und Tochter mit diesem naiven Geständniß für Lottchen in die munterste Laune und zu dem herzlichsten Lachen, in das ich Anfangs ein wenig verlegen, aber bald eben so fröhlich wie die Damen einstimmte.

„Nein, nein, das ist zu prächtig!" jubelte Lottchen, „das muß ich meinem Karl, dem ehrsamen Herrn Pastor erzählen, sobald er hier ist. Und weil Sie mir diese

Freude gemacht, schwöre ich Ihnen, daß Marie vollkommen frei ist, daß sie Niemand liebt, als ihren Vater, ihre alte Wärterin, ihr Pferd, ihren Hund Nero, einen alten Invaliden und sich selbst ein wenig, aber nicht zu sehr. Von mir haben Sie plein pouvoir Mariens Eroberung zu versuchen, aber Mühe wird's kosten; denn sie will niemals heirathen, weil ihr der Uebermuth der Männer zuwider ist, und der Obrist will sie keinem Soldaten geben."

Die Mutter schüttelte, halb mißbilligend, den Kopf zu dieser schnellen Erzählung, die mir den größten Spaß machte, und meinte, nun sei es aber hinlänglich Zeit für mich, in meine Stube zurückzukehren, wenn ich mir nicht selbst schaden wolle, und somit nahmen wir Abschied bis zum nächsten Tage, und ich hatte den Abend über an die wilde Marie und die kleine Pastorenbraut zu denken, was mich nicht verhinderte, zeitig in einen soliden Schlaf zu verfallen und wie neugeboren zu erwachen. —

II.

Die nächsten paar Tage brachten mich schneller zu Kräften, als ich selbst erwartet hatte, so daß, als ich an dem Abend, an dem der Obrist mit der Tochter erwartet wurde, ganz im Vorbeigehen einen Blick in den Spiegel

fallen ließ, ich mich zwar noch mager und sehr blaß, aber doch wieder ganz menschlich aussehend fand, und sorgfältig an meinem Anzuge musterte, damit ich dem geübten Auge des Baron von Hardek nicht mißfällig erscheinen möchte; wobei denn die dunkeln Augen der Tochter etwas hinter dem Baron hervorguckten.

Um die erste Begrüßung der Familie nicht zu stören, war ich nicht hinuntergegangen und blickte neugierig aus dem einen Fenster, während mein alter Kalfaktor mit dem Instinkt treuer Diener den Gegenstand meines Spähens errathend, eben so gespannt als ich, aus dem andern sah.

„Sie kommen, Herr Lieutenant, sie kommen!" rief er plötzlich, als sich das Rollen eines Wagens hören ließ, und ich mußte laut lachen über ihn und mich, denn ich kam mir vollständig wie ein Don Quixote vor, der überall seine Dulcinea erblickt, beruhigte mich aber über meine Thorheit mit der Langeweile, die ich seit Wochen ausgestanden, und hatte auch zu dem Gedanken nicht lange Zeit, denn eine elegante Batarde, mit Postpferden bespannt, rollte in den Hof. Amtmann Teine und die Seinen kamen auf den Perr a, und kaum hatte der Diener Zeit gehabt, den Wagenschlag zu öffnen, so sprang ein Mädchen heraus, fiel Lottchen, Madame Teine und endlich dem großen, dicken Amtmann um den Hals, der sie wie eine Puppe in die Höhe hob, wobei ihr der Hut herabfiel und eine

Menge hochblonder Locken sichtbar wurden, die ein strahlend frisches Gesicht umgaben. Gleich nach ihr schritt bedächtig ein prachtvoller Neufundländer heraus und endlich der Obrist. Fräulein Marie lief hin und her, wollte Alles zugleich: die Tante umarmen, dem Vater danken, den Hund bewundern lassen, die neuen Einrichtungen besehen und auspacken. Das Letztere übernahm Lottchen, und wohl oder übel wurde Marie in das Haus mitgenommen, so daß mein Vergnügen ein Ende hatte.

Als ich nach einer Stunde zu Tisch gebeten wurde und in die Laube trat, in der man das Abendbrod einnehmen sollte, saß Marie in dem grauen Reisekleide auf ihrem Hunde, wie auf einem Divan; seine langen Haare um ihre Händchen wickelnd und mit den kleinen Füßen im Sande spielend, während die untergehende Sonne das reizende Gesicht bestrahlte. Regelmäßig schön konnte man sie kaum nennen; der Mund war unbeschreiblich frisch und graziös, aber nicht klein, was indeß fast ein Gewinn schien, wenn man die kleinen weißen Zähne sah. So war auch die feine gebogene Nase ein wenig schief, aber die Stirn war so hoch, so weiß und so jungfräulich rein, die Grübchen in beiden Wangen so tief und der ganze Ausdruck der großen dunkelbraunen Augen so fröhlich keck, dabei so klug und zugleich wieder so kindlich gutmüthig, daß ich sie immerfort wieder ansehen mußte, was sie ohne

die geringste Verlegenheit duldete, weil sie es entweder sehr gewohnt sein, oder es gar nicht beachten mochte.

Nachdem ich ihr vorgestellt worden, sprang sie auf und sagte: „Also Sie sind der kranke Ritter, von dem die gutmüthige Lotte in so kläglichen Worten geschrieben? Aber wahr ist's, Sie sehen elend aus, Herr von Steinach! Nun, trösten Sie sich damit, daß Tante und Lottchen eine Seelenwonne darin gefunden haben, Sie zu pflegen und zu verziehen, und danken Sie Gott, daß ich nicht Ihre Wirthin war, denn ich wäre gewiß die miserabelste Krankenpflegerin, die es giebt, weil ich selbst nie eine Stunde krank war, das Kranksein nicht leiden kann, und nicht weiß, wie es thut."

„Wer solche natürliche Mittel besitzt, wie Fräulein von Hardek, durch den bloßen Anblick Kranke zu heilen, bedarf keiner andern Künste dazu," antwortete ich.

„Gott steh mir bei, liebes Lottchen!" klagte Marie, „nicht allein krank ist Euer Hausgenosse, er ist ja auch galant! Hättest Du mir das geschrieben, ich wäre gewiß nicht zu Euch gekommen. Mit galanten Herren kann ich es nicht aushalten."

„Sein Sie überzeugt," entgegnete ich etwas pikirt, „daß ich Alles anwenden werde, Ihnen das Leben durch meine Galanterie so wenig als möglich zu erschweren."

Und in der That, für einen Scherz im ersten Moment

der Bekanntschaft ging das fast zu weit, was auch die Uebrigen zu fühlen schienen; denn Madame Teine meinte, da ich ein vortrefflicher Reiter sei, würde Marie vielleicht bald meiner galanten Dienste als Stallmeister begehren, und meine Gesellschaft sehr wünschenswerth finden. Auch der Obrist sah die Tochter mit einem Gesicht an, das ihr fast befahl, höflich einzulenken. Das schien sie aber nur muthwilliger zu machen, und sie erwiederte ihrer Tante, wie sie zum Reiten keines Menschen Dienste brauche, am wenigsten die eines Genesenden, der selbst sich kaum zu Pferde halten könne; und dazu sah sie so übermüthig aus, daß sie mir ordentlich mißfiel. Lottchen aber, die nun der Unterhaltung durchaus ein Ende machen wollte, nöthigte zur Tafel, worauf Marie erklärte, sie hätte keinen Appetit, sie werde während des Abendessens im Garten herumgehen, und man ließ sie gewähren, wie man ihr überhaupt allen Willen zu thun schien.

Während des Essens erkundigte sich der Obrist, der mich wahrscheinlich für die Launen seiner Tochter entschädigen wollte, freundlich nach meinen Verhältnissen, da er meinen verstorbenen Vater genau gekannt, mehrere Jahre mit ihm in demselben Regimente gedient, und auch meine Mutter kennen und schätzen gelernt hatte, als er einst ein paar Urlaubswochen auf unserm Gute zugebracht. Es machte ihm sichtlich Freude, mir begegnet zu sein, den er

als Kind auf den Knieen geschaukelt, und er forderte mich auf, ihn zu besuchen, sobald ich mich zu meinem Regimente begeben könne, da er schon am nächsten Morgen in's Lager müsse, und es ihm lieb sein würde, den Knaben nun als Mann kennen zu lernen. Plaudernd verging eine Stunde, Marie kam nicht zurück, und da meine Wirthin darauf bestand, ich müsse noch immer früh in mein Zimmer und zu Bette, weil der Abend kühl sei, so bekam ich die kleine Eigensinnige für diesmal nicht wieder zu Gesicht.

III.

Wir saßen am nächsten Morgen Alle in unsern Zimmern, weil es schon seit der Nacht gewaltig regnete. Ich hatte ein Geschichtswerk, das mir manche Stunde meiner Krankheit verkürzt, wieder vorgenommen, denn ich liebte die Wissenschaften und das Studium, mehr als sonst ein dreiundzwanzigjähriger Offizier sie zu lieben pflegte, weil meine Mutter, eine geist- und bildungsreiche Frau, Sorge getragen hatte, mir die besten Lehrer und eine sorgfältige Erziehung zu verschaffen, was, ich darf das wohl selbst sagen, nicht ohne Erfolg geblieben war, wenngleich augenblicklich mich das Leben mehr als die Studien lockte und

beschäftigte. Heute besonders ging es mit dem Studiren nicht recht. Erst hatte ich Mariens helles Stimmchen auf der Treppe lachen hören; nun spielte man unten Tänze, die ich bis dahin nie gehört, die also Marie spielen mußte; endlich sang sie das Alpenlied von Proch mit so klangreichem Tone und so tiefem Gefühl, als ich es dem Wildfang gar nicht zugetraut hatte. Arbeiten konnte ich nicht mehr, ich fing an, in der Stube umherzugehen und wiederholte fast gedankenlos: „doch das Glück, das fern ich suche, find' ich ewig nur bei Dir", und dabei schwebten mir unwillkürlich die schönen Augen und der süße Mund Mariens vor, deren Stimme plötzlich im Hause die Worte rief: „Lotte, Lotte! der Franz mit der Psyche, ach! auch der Dahlke!"

Die Hausthür klingelte, ich ging an's Fenster, um zu sehen, was es mit der Psyche Franzens sei, und erblickte Marie, im Regen stehend und einem alten Soldaten die Hand schüttelnd, während ein galonirter Diener mit zwei Pferden in dem Hofe hielt. Lottchens Kopf bog sich aus dem Fenster und bat, Marie möge doch hereinkommen, sie werde sich sonst erkälten. Nun hörte ich noch Mariens Befehle an Franz, ersah daraus, daß Psyche ihr Pferd sei und ging hinunter, weil — weil ich es nicht länger vor Ungeduld aushielt.

„Wie kommst Du denn hierher?" fragte Marie den

alten Dahlke, als ich in das Zimmer trat, „Du solltest ja zu Hause bleiben?"

„Gnädiges Fräulein! ich konnt's nicht; ich dachte, wenn der Herr Obrist krank werden, und ich wäre nicht da, wo soll dann der Stellvertreter herkommen? und was soll aus dem Regiment werden, oder aber wenn Ihnen auf dem Marsche was Uebles begegnete — wer sollte dann helfen? und am Ende, wenn sogar der Nero mitkommt, da kann keine Christenseele verlangen, daß ich zu Hause bleibe."

„Aber bist Du denn hergegangen?"

„Nein, Fräuleinchen! Ich kam natürlich mit unserm Regiment und eskortirte die Bagage, weil der Lieutenant anderweitig beschäftigt war und mich bat, ihn zu vertreten. Da habe ich mich zu mehrerer Sicherheit auf einen von den Bagagewagen selbst gesetzt und will nun gleich in's Lager, um dem Herrn Obrist den Rapport auch selbst abzustatten."

„Frühstücke nur erst hier, Dahlke!" sagte Marie, indem sie ihm ein Frühstück reichte, das Dahlke mit einem „mich gehorsamst zu bedanken" annahm, worauf er etwas hinkend das Zimmer verließ, die Amtmännin und Lottchen wie alte Bekannte grüßend.

Dahlke mochte etwa sechszig bis fünfundsechszig Jahre alt sein, er war groß, stark und noch sehr kräftig. Sein

Kopf war fast kahl, und nur an dem Hinterkopfe hatte er einiges grau mit schwarz gemischtes Haar, das er militärisch kurz geschnitten trug. Er hatte eine Habichtsnase, einen großen, aber nicht unschönen Mund mit vollen Zähnen, und tiefliegende, graue Augen, die gutmüthig und verständig unter den starken noch völlig schwarzen Augenbrauen hervorsahen. Ein gewaltiger Schnurrbart, der augenscheinlich sorgfältig gepflegt war, gab ihm ein martialisches Ansehen, wie man es bei alten Soldaten oft findet; und außer einem listigen und doch dabei unstäten Blick, während er von dem Rapport an den Obrist sprach, fand ich eigentlich nichts Auffallendes an dem Alten, den ich freilich nur wenige Momente gesehen hatte.

„Das ist eigentlich mein Adjutant, Herr von Steinach!“ sagte Marie.

„Ich erwartete, daß eine Dame, die das Kommandiren so vortrefflich zu verstehen scheint, eines Adjutanten bedürfen würde; aber ich hätte ihn jünger, wenn auch nicht galanter vermuthet,“ erwiederte ich, noch im Angedenken der Scene von gestern.

„Sind Sie böse auf mich?“ fragte sie. „Lottchen hat mir gesagt, daß ich gestern sehr unliebenswürdig gewesen sei. Wenn das wahr ist, nehmen Sie mir es nicht übel, ich hab's nicht böse gemeint.“ Und wie zur Versöhnung hielt sie mir die kleine Hand entgegen und sah zu mir in

e Höhe, wie ein Kind so gut und freundlich. Ein Stein hätte davon gerührt werden müssen, geschweige ich, der im höchsten Entzücken die kleine Hand an meine Lippen drückte.

„So habe ich's nicht gemeint, Herr Lieutenant!" sagte sie, mir die Hand fortziehend, „sehen Sie, darum eben kann ich keinen jungen Adjutanten brauchen, und mein Dahlke, der mir wie einem alten Kameraden die Hand schüttelt, ist mir lieber als Sie."

„Aber wer ist denn dieser Dahlke?"

„Ach! das ist eine lange Geschichte, die ich Ihnen aber erzählen will, obgleich Tante und Lottchen sie schon kennen. Kommen Sie her und passen Sie auf: Mein Vater hatte sich früh verlobt, und da er reich und einziger Erbe seiner Familiengüter war, wollte er sich gerade verheirathen und seinen Abschied nehmen, als achtzehnhundertfünfzehn der Krieg auf's Neue ausbrach und er es für ehrlos hielt, unter diesen Verhältnissen an seine Entlassung zu denken. Doch wünschte er nun eben so sehr seine Hochzeit zu beschleunigen, als meine Mutter, weil sie ihren Gatten so weit zu begleiten dachte, als es irgend thunlich sein würde. Die Großeltern wollten aber davon gar nichts wissen. Meines Vaters Bitten, meiner Mutter Thränen, Alles blieb vergebens, und der Tag der schweren Trennung kam heran. Der Vater war damals ein ganz junger Premier-

Lieutenant, der Dahlke war Wachtmeister in seiner Escadron und dem Vater sehr ergeben. Diesen Dahlke nun rief meine Mutter auf ihr Zimmer, und bat und beschwor ihn, seinen Lieutenant nie zu verlassen, ihm beizustehen, wenn er verwundet werden sollte und fügte hinzu: „Sie retten und bewahren damit nicht allein des Lieutenants Leben, sondern auch das meine, und was in meinen Kräften steht, will ich einst thun, Ihnen zu lohnen, wenn mein Bräutigam gesund zurückkehrt."

Der damals auch noch junge Wachtmeister war sehr gerührt, als ein so schönes Fräulein, wie meine Mutter, zu ihm wie zu ihrer Vorsehung hinaufblickte, und er sagte treuherzig: „Gnädiges Fräulein, gegen Gott und die Kanonen kann ich nichts, was aber ein Mensch dem andern helfen kann, das will ich dem Herrn Lieutenant thun, so wahr Gott lebt, denn ich bin von seinem Gute, und die hochseligen Eltern haben mich erzogen und meine alte Mutter gepflegt bis an ihr Lebensende. Verlassen Sie sich auf den Wachtmeister Dahlke, der kein unwahres Wort sprechen kann, und wenn es sein Leben kostet. Und weinen Sie nicht, ich werde ihn schon bewachen, den Herrn Lieutenant."

Dies einfache Versprechen hat Dahlke in einer seltenen Ausdehnung gehalten; er ist meines Vaters unermüdlicher Diener gewesen bei Tag und Nacht; und als endlich mein

Vater bei Ligny von einer Kugel getroffen vom Pferde sank, ist Dahlke abgesprungen, hat sich über ihn gestellt und den Platz, auf dem sein Lieutenant lag, so lange vertheidigt, bis er selbst schwer verwundet über ihm zusammenbrach und meinen Vater dadurch noch mit seinem Leibe vor den Tritten der Pferde und Menschen deckte, die über ihn fortgingen. Erst am nächsten Tage wurden Beide in das Lazareth gebracht, wo mein Vater, dessen Wunde nicht gefährlich war, bald genas, während Dahlke, als er vom Krankenlager aufstand, fast lahm war und außerdem das Gedächtniß, in Folge einer Verletzung des Gehirns, ganz verloren hatte. Mein Vater war trostlos darüber und sandte seinen unglücklichen Retter, so bald es sich thun ließ, in unsere Heimath zurück, wo meine Mutter natürlich Alles that, um ihn herzustellen. Das ist aber leider eigentlich nicht gelungen; sein Fuß wurde zwar geheilt, so daß er, wie Sie sehen, sich rasch und gut bewegen kann; auch seine geistigen Kräfte kehrten wieder, nur die fixe Idee blieb ihm, daß er der Stellvertreter meines Vaters sei, und überhaupt jede Lücke im Regiment ausfüllen müsse. Alle Kunst der Aerzte ist an diesem Wahne gescheitert, und natürlich ist unser guter armer Dahlke dadurch für den Dienst unbrauchbar geworden. Er blieb bis zur Rückkehr meines Vaters im Hause meiner mütterlichen Großeltern, folgte dann meinen Eltern, als sie sich im Jahre

achtzehnhundertundsechszehn verheiratheten, in ihre Heimath und ist bis jetzt bei uns geblieben, und ganz glücklich, weil mein Vater im Dienste und er selbst dadurch in der Nähe des Regiments geblieben ist, dem er sich für unentbehrlich hält.

„Von drei Geschwistern bin ich, die jüngste, nur allein am Leben geblieben, und als der Tod mir sehr früh meine selige Mutter raubte, ist alle Liebe, die der gute Dahlke für meine Mutter und für meine beiden Brüderchen hatte, auf mich übergegangen. Er hat mich Tage lang getragen und ist nie müde geworden, neue Freuden für mich zu ersinnen, als ich noch ein kleines Kind war. Später hat er mich, wenn wir auf dem Gute waren, in Wald und Feld begleitet, er hat mich reiten und schießen gelehrt, und," sagte sie lachend, während ihr die hellen Thränen bei dem Ende der Erzählung in den Augen standen, „wenn ich, wie sie hier behaupten, ein Kobold geworden bin, hat es der Dahlke zu verantworten."

Weinend und lachend zugleich legte sie das Köpfchen, das in dem Morgenhäubchen noch viel lieblicher als gestern aussah, auf der Cousine Schulter und schwieg eine Weile, dann fuhr sie fort:

„Nun lebt er so mit uns, und hilft wo er irgend kann. Er bestellt alle Dinge für meinen Vater, und sagt dann, er gehe die Parole geben; für mich besorgt er tausend

Kommissionen in der Stadt, und meint zu recognosciren; schickt ihn die Haushälterin auf den Markt, so fouragirt er, und da er eigentlich nicht ruhen kann, sondern immer laufen und arbeiten will, ist er noch außerdem der Bote aller Offiziere, die ihn gern leiden mögen, weil er wirklich ein sehr guter Mensch und so treu wie Gold ist. Sein ganzer Stolz ist seine Uniform, und ich glaube, er würde sterben, wenn man ihn zwingen wollte, Invalidenuniform zu tragen. Wechselt das Regiment die Garnison, so kommt Dahlke natürlich immer mit, und selbst in Fällen, wie der jetzige, wo der Vater ihn zu Hause lassen wollte, weiß er sich mit oder ohne Erlaubniß so einzurichten, daß er uns dennoch nachkommt, und ich freue mich jedesmal, wenn er wieder da ist, denn ich habe ihn sehr lieb und vermisse den treuen Alten ungern. Jetzt bin ich aber doch in Verlegenheit seinetwegen; ich fürchte, mein Vater wird es ungern sehen, daß er uns gefolgt ist, und mein Onkel thäte mir den größten Gefallen, wenn er mir erlaubte, ihn hier zu behalten und ihn erst beim Vater anzumelden."

„Mag er doch bleiben," sagte Madame Teine, „ich selbst habe ihn gern, weil er Euch Allen und der seligen Schwester so ergeben war; wie willst Du es aber machen, ihn hier zu behalten?"

Indem trat Dahlke ein, blieb militärisch stehen und

fragte, ob das Fräulein Aufträge an den Herrn Obristen habe, er rücke jetzt aus.

„Nein, Dahlke!“ sagte Marie so wichtig als möglich, „ich habe Ordre erhalten, Dich hier zu behalten. Du hast die Wache im Stalle, bis Du abgelöst wirst. Der Franz rückt in's Lager zum Herrn Obristen, Du bleibst hier, besorgst die Psyche, siehst nach des Amtmanns Pferden und übernimmst die Aufsicht über die Pferde des Lieutenant von Steinach.“

„Zu Befehl,“ erwiederte Dahlke, „zu Befehl! Aber nichts da vom Lieutenant von Steinach; ist nicht von unserm Regiment, nicht vom Regiment.“ Und „nicht vom Regiment“ brummend, ging er salutirend hinaus.

Marie folgte ihm und wir Alle trennten uns bald. Ich war sonderbar bewegt durch die Erzählung von dem Schicksal des Alten, und mehr noch durch das tiefe Gefühl, das die Erzählerin dabei verrathen, das sich in jedem Blick, in jedem Worte aussprach, so daß ich das wilde Mädchen vom vorigen Abend kaum wieder erkannte und unaufhörlich an sie denken mußte.

IV.

Mittags sah es trübselig am Familientische aus: Lottchen hatte einen Brief vom Pastor erhalten, der durch Geschäfte abgehalten, in den ersten Wochen nicht kommen konnte, und das gute Kind unterdrückte mühsam die Thränen, die jeden Augenblick zu fließen bereit waren. Der Amtmann hatte Verdruß mit dem Verwalter gehabt, und die Frau hatte durch den heftigen Regen alle Blüthen von den Orangen, ja selbst die kleinen Früchte eingebüßt. Der Verwalter aß seine Portion ohne ein Wort zu sprechen; Alles war verdrießlich, außer Marie, deren Augen freundlich und schelmisch umhersahen, die aber aus Freundschaft für Lottchen auch traurig zu sein versuchte. Endlich hatte die Mahlzeit ein Ende und „ach! Gott sei Dank!“ rief Marie, als sie auf den Perron eilte, wohin ich folgte. „Sehen Sie, Herr von Steinach, sterben könnte ich, wenn die Leute so aussehen, als ob ihnen das jüngste Gericht bevorstände; es brennt mir in solch einem Zimmer unter den Füßen, ich muß dann hinaus. Und nun vollends darüber so trostlos zu sein, daß ein Bräutigam ein paar Tage früher oder später ankommt, das ist doch in der That kindisch.“

„Wenn man den Bräutigam liebt, mein Fräulein, finde ich das sehr begreiflich,“ entgegnete ich.

„Nun ja! Sie! — Sie sind auch ein Ritter der alten Tafelrunde, suivant la gloire, brûlant d'amour! Sie gehen auch gewiß wie Lottchen und sehen den Mond an, und schmelzen vor Wehmuth."

„Woraus schließen Sie das, Fräulein von Hardek?"

„Ich schließe gar nicht! Meine Cousine sagt es mir, daß Sie sehr viel Gefühl und Gott weiß welche Tugenden noch haben, die sonst den Offizieren fehlen; daß Sie sehr liebenswürdig und geistreich wären u. s. w."

„Und das scheint Ihnen unbegreiflich?"

„Ach nein! nur langweilig. Ich fühle mich einer so gefühlvollen, geistreichen Gesellschaft gegenüber kalt, einfältig und gefühllos, und das ist mir unbequem."

„Ich bedaure, Ihnen überall so störend und unbequem zu sein, und weiß wirklich nicht, womit ich es verschuldet, während —"

„Sie selbst können gar nichts dafür, denn Sie würden mir vielleicht ganz gut gefallen, wenn hier nicht das ganze Haus so entzückt von Ihnen wäre und Sie mir unaufhörlich lobte. Ihr Männer seid ja so schon übermüthig genug, Sie scheinen es noch mehr zu sein, als mancher Andere, und ich will wenigstens nichts dazu thun, Sie in Ihren Fehlern zu bestärken, Herr von Steinach. Und daß mich mein Vater gestern Ihretwegen schalt, das hat mich auch verdrossen," sagte sie schmollend.

Was tausend, dachte ich, ist mit dem Mädchen denn gar nicht auszukommen? Ich beschloß, den Krieg in ihr Gebiet hinüber zu spielen und begann mit einer Frage, deren Impertinenz mich fast erschreckte, obgleich Mariens Betragen mich dazu herausgefordert hatte.

„Ehrlich denn, mein Fräulein! Sie haben also niemals geliebt?“ fragte ich sie.

„Niemals!“ antwortete sie unbefangen.

„Und Sie waren auch nie verliebt?“

„Nein!“ sagte sie eben so ruhig auf mein Wort, „nicht eine Stunde!“ und dazu sah sie so grundehrlich und treuherzig aus, als ob sie vor dem Beichtvater stände.

„Und haben Sie nie einen Mann gesehen, der Ihnen liebenswürdig erschienen?“

„Ach! wer wird so viel und so dumm fragen!“ rief sie lachend und hoch erröthend, und bog sich zu ihrem Hunde hinunter, um den Wechsel in ihrer Farbe zu verbergen. „Komm, komm! Nero!“ schmeichelte sie, „du bist der vernünftigste von all' den Menschen, nie verdrießlich, nie launenhaft, und nie neugierig.“ Dabei küßte sie den Hund auf die breite Stirn, und der sah mich an, als ob er wüßte wie beneidenswerth er mir schien, während ich daran dachte, wie reizend es sein müßte, ein so reines, jungfräulich wildes Herz zu besiegen und zu besitzen; und auch meine kleine Feindin sah still vor sich nieder.

„Ich werde spazieren gehen!“ sagte sie plötzlich, und eilig bot ich ihr meine Begleitung an; da aber trat Dahlke zwischen uns, der bisher in der Ferne gestanden hatte, und erklärte peremtorisch: „Die Fräulein Mariechen eskortire ich; ist von unserm Regiment; Herr Obrist abwesend, davor bin ich Stellvertreter!“ — und zu meinem Verdruß that Marie, als ob das so sein müsse, und ging, mir freundlich nickend, mit Dahlke und Nero davon, und auch ich beschloß, einen Spaziergang zu machen.

Auf dem Wege, als ich so allein einherging, kamen mir tausend Gedanken. Hergestellt war ich nun eigentlich und hätte von Rechts wegen in den nächsten Tagen den Dienst antreten und in's Lager ziehen können, wohin ich noch vor wenig Tagen mich so sehr gesehnt. Ich hatte aber sonderbarer Weise alle Lust dazu verloren und das ganze militärische Treiben in Friedenszeiten kam mir langweilig vor, so daß ich dem Wunsche meiner Mutter vollkommen zustimmte, bei der Beendigung meines vierundzwanzigsten Jahres, das nahe bevorstand, den Dienst zu verlassen und die Bewirthschaftung meiner Güter zu übernehmen, der sie selbst sich bis dahin unterzogen hatte. Hielt doch selbst der Obrist von Hardek nicht viel von dem Leben eines Militärs im Frieden, da er seine Tochter keinem Soldaten geben wollte. Wie doch Eltern so vorurtheilsvoll sein können! dachte ich weiter, und mir fiel dabei ein, ob wohl

meine Mutter Vorurtheile gegen ein so lebhaftes Mädchen, wie Fräulein von Hardek, haben könnte? Eine Frage, die ich mir selbst mit einem entschiedenen „Nein“ beantwortete, wenn ich mir den Zauber von Mariens kindlich frohem Wesen vorstellte, dem Niemand widerstehen könne, am wenigsten meine gute Mutter. Ich beschloß, ihr heute zu schreiben; aber was denn? Daß ich mich in ein ganz fremdes Mädchen knall und fall verliebt, dabei war eigentlich nichts Auffallendes, das war Hunderten vor mir passirt; daß ich aber nach einer Bekanntschaft von ein und einem halben Tag daran dachte, das Mädchen zu heirathen, das kam freilich mir sehr begreiflich vor, mußte aber meiner Mutter so thöricht erscheinen, daß ich lieber nicht schreiben wollte, und schneller den Weg entlang ging, auf dem ich Marien zu begegnen hoffte.

Glücklicher Weise trog mich diese Erwartung nicht; als ich um die Ecke eines kleinen Erlengebüsches bog, sah ich das Fräulein tief in Gedanken auf dem Rasen sitzen, den Hund zu ihren Füßen, und Dahlke, eine kurze Pfeife rauchend, ein paar Schritte davon.

„Wer da?“ rief er, als er meine Tritte hörte. — „Gut Freund!“ war meine Antwort, und kaum hatte Marie die Worte vernommen, als sie mit Lebhaftigkeit aufsprang und mir entgegen kommen wollte. Dahlke aber vertrat ihr den Weg. „Was haben's hier zu spioniren,

Herr Lieutenant?“ rief er, „was haben’s nachzuspüren, wo wir unser Lager aufschlagen? Sind’s ein Spion? Werde nicht ermangeln, dem Herrn Obrist davon zu rapportiren. Kriegslist ist erlaubt, aber leben im Frieden, Herr Lieutenant, da braucht’s keine Spione, und im Kriege hängt man sie.“

„Sei doch gescheut, Dahlke!“ fiel Marie ein, „warum soll Herr von Steinach nicht auch hier spazieren gehen, wie wir?“

„Hat sich was spazieren zu gehen! Giebt’s keine andere Route als unsere?“

„Und warum soll ich denn nicht Eure Route marschiren, Kamerad?“ fragte ich.

„Der Teufel ist Ihr Kamerad, Herr Lieutenant! Halten’s zu Gnaden! Mögen marschiren bis wo der Pfeffer wächst, aber nicht mit unserm Regiment, nicht mit den litthauischen Dragonern, leiden keinen Ueberläufer!“

Das fing mich nachgerade zu verdrießen an, und ich wollte ihm eben eine ordentliche Zurechtweisnng geben, als Marie mich leise bat zu schweigen, der arme Dahlke habe heute gerade einen bösen Tag, und sie werde ihn schon selbst beruhigen.

„Dahlke!“ sagte sie, „ich will, daß Herr von Steinach mit uns geht; er ist kein Ueberläufer, er ist von den Unsern,

er soll mit uns bleiben, weil es mir Vergnügen macht, verstehst Du mich?"

„Das ist eben der Teufel," brummte er, „das ist's eben! 's hat Ihnen doch sonst kein Vergnügen gemacht, Fräulein Mariechen! Niemals keins, wenn die Herren Lieutenants kamen, und nun obendrein ein Fremder, nicht einmal aggregirt bei unserm Regiment. — Ich werd's rapportiren, Fräulein, morgen am Tage rapportiren."

„Thue was Du willst!" entgegnete sie, ein wenig verlegen wie mir schien, nahm meinen Arm, und Dahlke ging Flüche murmelnd auf einem Seitenwege fort.

„Wie mögen Sie sich nur dem Wahnsinnigen anvertrauen, mein gnädiges Fräulein?" fragte ich, als wir eine Weile schweigend neben einander gegangen waren, „es scheint mir wirklich ängstlich und bedenklich für Sie."

„Sonst ist er nie so böse gewesen," erwiederte sie, „er war immer freundlich und gut gegen Jedermann; nur gegen Sie hat er in der ersten Minute einen Widerwillen gefaßt, dessen Grund ich nicht begreife, und er hat mir vorhin geradezu erklärt, er werde fortgehen, wenn Sie hier bleiben."

„Und soll ich gehen? Wollen Sie es, mein gnädiges Fräulein?"

„Sie müssen ja doch in diesen Tagen fort, und von meinem Willen ist dabei gar nicht die Rede."

„So scheint es, daß Sie Dahlke's Meinung über mich theilen?"

„Verlassen Sie den Dienst, Herr von Steinach!" — ich stutzte — „und werden Sie Thorschreiber," sagte sie lachend, „denn so ein ewiges Fragen ist mir im Leben nicht vorgekommen, und Sie sind zum Inquirenten oder zum Thorschreiber geboren; ein Glück nur, daß ich nicht zu antworten brauche. Aber nun frage ich: sind Sie morgen bei dem kommandirenden General in der Stadt zum Balle?"

„Leider nein! da man mich Kranken wohl vergessen hat; auch darf ich noch nicht tanzen, hätte also nur die Qual gehabt, Ihre glücklichen Tänzer zu beneiden, und bin nun doch untröstlich, nicht eingeladen zu sein."

„Sie werden sich schon trösten, Herr von Steinach!" Mit den Worten entließ sie mich, als wir vor dem Hause anlangten, wo die ganze Familie beisammen saß, und wo Dahlke vor uns angelangt, schon seinem Aerger Luft gemacht hatte, und noch verdrießlicher wurde, als er Marie, die den Abend sehr freundlich war, an meinem Arme bemerkte.

V.

Ich hatte die Nacht nur ein paar Stunden geschlafen und diese waren mir in Träumen von Marie wie ein Moment vergangen. Erhitzt stand ich früh auf und ging in den Garten, wo eben Dahlke, ein paar Cartons tragend, an mir vorüber wollte.

„Wohin, Herr Wachtmeister?" fragte ich.

„In die Stadt, in die Stadt! Habe Ordre vom Fräulein, und dann zum Rapportiren beim Herrn Obrist."

„Und was sollt Ihr in der Stadt?"

„Ach, da ist ein Major krank geworden im Lager, ist in's Lazareth transportirt, und ich will hören, ob ich für ihn den Dienst thun soll, damit Ordnung bleibt im Regiment; und weil's sein muß, nehm' ich die Schachteln für's Fräulein mit."

„Aber was wollt Ihr bei dem Herrn Obristen rapportiren?"

„Kinderfrage! Alte Leute wissen's schon; ich versteh' den Dienst und weiß was Recht ist." Dabei sah er mich listig und boshaft an und ging davon.

Eine Stunde darauf fuhr Marie in die Stadt, und sollte erst am nächsten Nachmittage wiederkehren. Mir wurde die Zeit unerträglich lang, besonders als der Abend heranrückte und ich mir dachte, wie nun das reizende

Mädchen auf dem Balle alle Augen auf sich ziehen, alle Herzen bezaubern müsse; und ich wurde so verdrießlich, so eifersüchtig, daß es Lottchen merkte und mich deshalb aufzog. Unruhiger noch als die vorige Nacht verging mir diese; ich hatte vor Aufregung wieder Fieber bekommen, fühlte mich am Morgen krank und matt, bis ich das Rollen des Wagens hörte und neues Leben für mich begann. Federleicht sprang die Kleine heraus, ohne auf den unvermeidlichen Dahlke zu warten, der neben dem Diener Platz genommen hatte und sich nun mühsam herunterrappelte, umarmte die Tante, und machte mir ein feierliches Kompliment, während Dahlke mir unvermuthet freundlich die Hand reichte.

„Sind Sie so stolz geworden, Fräulein, nach dem Balle?" fragte ich sie, als sie so förmlich gegen mich that, „an Eroberungen und Tänzern haben Sie bestimmt Ueberfluß gehabt, und die junge Welt hat gewiß mit Entzücken auf die neue Erscheinung geblickt?"

„Natürlich!" spottete sie, „die Steine an der Chaussee sind stehen geblieben, die Bäume haben sich hin und her geneigt vor Verwunderung, als ich nur vorüberfuhr, und auf dem Balle haben sich alle Tänzer in die Runde gedreht, als ich eintrat."

Sie wollte das in ihrer gewohnten neckischen Art sagen, es kam aber gezwungen und gereizt heraus, so daß die

Amtmännin sich erkundigte, ob der Ball ihr keine Freude gemacht habe?

„Nicht die geringste; und ich wollte, ich hätte den Ball und die Stadt nicht mit Augen gesehen,“ rief sie fast heftig aus. „Uebrigens habe ich mit dem Prinzen getanzt und — doch was geht das mich an!“

Nun sollte sie erzählen, was der Prinz gesprochen; unmuthig wie sie war, hatte sie aber keine Lust dazu, und äußerte nur flüchtig im Fortgehen: „der Prinz sei ein geistreicher, schöner Mann, und sie hätte viel über seine Einfälle gelacht.“ Das freundliche Anerbieten der Damen, sie auf ihr Zimmer zu begleiten, lehnte sie bestimmt ab; ich erhielt eine zweite steife Verbeugung, und ganz verwundert sahen wir ihr nach.

„Da ist etwas vorgegangen!“ bemerkte Madame Teine gegen Lottchen, und ich dachte in wahrer Verzweiflung an den schönen, geistreichen Prinzen, so daß ich, um allein zu sein, in den Garten eilte und verstimmt hin- und herging. Wahrscheinlich hatte ich in der Aufregung über Mariens Betragen zu mir selbst gesagt: „Sie hat gelacht über den Prinzen. Oh! die Weiber lachen immer, wenn ein Prinz mit ihnen spricht,“ da antwortete plötzlich Dahlke's Stimme: „und über den Herrn Lieutenant hat sie geweint.“

Bestürzt drehte ich mich um und er fuhr fort: „Halten's zu Gnaden, Herr Lieutenant! ich bin nur ein alter

Kerl, aber auf's Recht hielt ich wie Einer, und auf meine beiden Augen kann ich mich verlassen. Wie ich vor ein paar Tagen hier einrückte und sah, wie der Herr Lieutenant um unser Fräulein scherwenzelt von früh bis spät, und Augen macht, und wie das Fräulein thut, als müßte das so sein, da dacht' ich, das muß dem Herrn Obrist rapportirt werden; denn ich bin sein Stellvertreter und der Herr Lieutenant waren mir wie die Spinne im Aug'. Sein Tag hat das Fräulein den alten Dahlke nicht weggeschickt, um mit fremdem Militär zu promeniren. So marschire ich gestern in die Stadt und berichte dem Herrn Obrist, was hier vorgeht. Der nimmt das Fräulein, wie sie ankommt, in Verhör; ich lausche an der Thür, kann aber nichts verstehen, als des Herrn Lieutenants seinen Namen, bis nach einer Weile der Herr nach mir ruft, und mir befiehlt zurückzufahren zu Amtmanns und des Fräuleins ganze Bagage nach der Stadt zu spediren, weil sie drinn bleiben soll. Nun fing das Fräulein an zu weinen, was sie seit Klein auf nicht gethan, und zu bitten, der Herr solle sie hier lassen bei der Amtmännin, sie wolle versprechen, nie ohne die Tante oder Cousine zu gehen, sie müsse zurück, und was sie denn da noch mehr vorbrachte. Dabei blieb's und heute Morgen sind wir hergefahren. Ich habe unser Fräulein eskortirt, und so wahr Gott lebt! sie hat heute den ganzen Morgen ge-

weint, daß es einen Stein erbarmen mochte; und auf mich ist sie bitterböse, sie spricht nicht mit mir, sie sieht mich nicht an. Herr Lieutenant! das halte ich nicht aus; und da ich den ganzen Skandal angerichtet, muß ich auch allein ausessen, was ich eingebrockt. Herr Lieutenant! ich habe nie die Parole verrathen; aber hol's der Teufel! ich kann nicht anders, unser Kind kann ich nicht weinen sehen!"

Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen und fragte, ob er wohl für mich eine Depesche an den Obrist besorgen wolle? Er war dazu bereit, und glücklich wie ein Gott eilte ich an den Schreibtisch, um den Obrist um Mariens Hand zu bitten, wobei ich natürlich meine Absicht, den Dienst zu verlassen, nicht unerwähnt ließ. Dahlke empfing den Brief und ging ohne Abschied von seiner Herrin fort, die ihn nicht sehen wollte. Auch meiner Mutter schrieb ich, im Voraus ihrer Einwilligung sicher; nur Mariens Liebe war ich nicht ganz gewiß, und obgleich mein Herz in lauter Hoffnungsjubel bebte, fühlte ich mich befangen wie ein Schulknabe, als ich ihr gegenüberstand.

Sie saß in der Laube allein, hatte ein Kästchen mit Seide neben sich und war mit einer feinen Arbeit beschäftigt, stand aber auf und wollte fortgehen, als sie mich eintreten sah. Ich versuchte sie zurückzuhalten, sie antwortete mir nur eilig und verlegen, daß sie im Hause

etwas zu holen habe und daß ich ja mit hineingehen könne. Dies that ich und fragte sie auf dem Wege, ob sie sich jetzt heiter fühle, ihre Stimmung bei ihrer Ankunft hätte mir weh gethan.

„Ihnen weh gethan, und warum das? Sie wissen's ja, ich bin ein thörichtes Geschöpf, voll Launen und Eigenwillen, sagt mein Vater, auf das man nicht achten darf. Und kann ich dafür, wenn ich so bin? Mein Vater ist gut, sehr gut, aber keine Mutter hat je über mich gewacht, keine Schwester hat mir freundlich zur Seite gestanden, und immer bin ich allein gewesen unter den Männern. O! wenn ich meine Mutter hätte!" rief sie weinend und so aufgeregt, daß es mir in tiefster Seele weh that.

„Liebe, süße Marie!" bat ich und wollte ihre Hand fassen, aber wie von einer Schlange berührt, fuhr sie zurück, warf absichtlich, das sah ich deutlich, das Arbeitskästchen hin, dessen eleganter Inhalt auf die Erde fiel, und rief mir plötzlich in gezwungenes Lachen ausbrechend zu, ich möchte ihr helfen die Kleinigkeiten zusammen zu suchen, ob ich denn nicht bemerke, daß sie ganz froh sei und nun scherze.

„Das ist ein schlechter, kalter Scherz, ein Scherz, bei dem Ihr Auge thränet und mein Herz blutet; ein Scherz, wie kein Mädchen ihn jemals wagen sollte," entgegnete ich tiefbewegt.

„Ach! ich bin heute nicht ich selbst," klagte Marie, „und wenn Sie Mitleid mit mir haben, lassen Sie mich heute allein; der Ball, die Fahrt haben mich so erhitzt, ich muß Bewegung in der freien Luft haben, oder Ruhe, ich weiß es selbst nicht, wie mir ist." Dann sich besinnend, verlangte sie nach Dahlke, weil sie reiten wolle. In seiner Abwesenheit bot ich ihr meine Dienste an; sie willigte ein und ging tiefaufathmend schnell fort, um sich anzukleiden.

VI.

Die Pferde standen gesattelt, und ich sah mit großer Lust dem Augenblick entgegen, wo ich mein Pferd besteigen und als Mariens Beschützer mit ihr allein sein würde; zudem hatte ich nach der Verordnung meines Arztes nach meiner Krankheit noch nicht geritten, und Alles, Liebe, Hoffnung und das Gefühl zurückgekehrter Gesundheit vereinigten sich, mich glücklich zu machen.

Da trat Marie heraus in der schwarzen Amazone, den kleinen Strohhut mit dem flatternden grünen Schleier auf den goldenen Locken, aber bleich und noch mit verweinten Augen; Tante und Cousine waren mit ihr und banden mir die kleine Reiterin auf die Seele; wobei Lottchen

leise gegen mich bemerkte, bei mir sei ihre Cousine gewiß gut aufgehoben, und ich würde dieselbe bestimmt eben so ängstlich beschützen, als ihr Bräutigam sie selbst; für welche Bemerkung ich dem klugen Lottchen herzlich die Hand drückte.

Nun hielt ich den kleinen Fuß der Geliebten in meiner Hand, augenblicklich saß sie fest auf ihrem schönen Pferde, ich schwang mich auf das meine und fort ging es. Anfangs ritten wir Beide schweigend einher, dann kehrte Mariens gute Laune allmälig zurück, sie fühlte sich frei in der freien Natur. Feld, Bach und Bäume waren ihr liebe Bekannte; sie ritt schneller und wurde immer schöner, je länger wir ritten und je heiterer sie wurde. Bei dem Galopp, in dem die Damen reiten, war an eine ordentliche Unterhaltung nicht zu denken, nur unsere Blicke sprachen, und es schien mir, als ob Mariens Auge das meine verstanden hätte.

Sie war weicher und milder gegen mich als früher, und ich hätte sie zu gern an mein Herz drücken mögen. Am liebsten wäre ich gleich mit ihr in meine Heimath geritten, und hätte sie, die nach einer Mutter verlangte, meiner Mutter in die Arme gelegt und ihren Segen für uns erbeten. Mich von Marie zu trennen, schien mir jetzt schon unmöglich, und der Gedanke an die Antwort ihres Vaters machte mich besorgt und zerstreut; auch

wußte ich ihr jetzt nichts zu sagen, weil Alles vor dem Gefühl meiner Liebe in den Hintergrund trat, und ich kein Wort in mir fand als „ich liebe Dich!“ Marie bemerkte und theilte meine Zerstreutheit und trieb zur Rückkehr, da die Sonne bereits untergegangen war. Doch um mich und sich aus den Gedanken und Träumen, die uns umschwebten, zu reißen, ritt sie näher an mich heran und versuchte zu plaudern.

„Schämen Sie sich, Herr von Steinach,“ rief sie, „Sie sehen gar nicht so glücklich aus, wie ein Kavallerie-Offizier aussehen sollte, der nach drei, vier Wochen zum erstenmal sein schönes Pferd besteigt. Wissen Sie, daß Ihr Pferd Sie so gar nicht erkennen kann? Und überhaupt ein Soldat muß nicht traurig sein, sagt Dahlke.“

„Vielleicht bin ich die längste Zeit Soldat gewesen! Die nächste Stunde wird darüber entscheiden,“ antwortete ich, ihr in die schönen Augen sehend, und jetzt sah ich mit Entzücken an Mariens glühenden Wangen, daß sie mich errathen hatte; doch versuchte sie unbefangen zu scheinen und meinte: „Nun! so lassen Sie uns noch zum Abschied einen Wettlauf veranstalten.“

„Hier durch das Dorf? Unmöglich! Das werde ich Sie nicht wagen lassen.“

„Seht doch den strengen Herrn! nicht wagen lassen!“ rief sie neckend. „Vom Dorfe ist übrigens die Rede nicht,

nur hinten über die Wiesen, auf glattem Rasen; wir langen dann bei den Wirthschaftsgebäuden an. Kommen Sie, kommen Sie!“

Mit den Worten sprengte sie fort, und wir flogen Beide wie der Blitz dahin. Vergebens versuchte ich ihr zuzurufen, denn ich zitterte, als ich das tolle Jagen sah und die zarte, ätherische Gestalt der Geliebten vor mir hinschwebte. Und dennoch wagte ich nicht, ihr schnell zur Seite zu sprengen, aus Furcht, sie dadurch zu noch wilderer Hast zu reizen. So langten wir an einer Hecke an, die den Herrenhof abschloß; mit einem Satze war Mariens Pferd darüber fort, hatte aber im Sprunge die Hecke zerbrochen, eine losgeschlagene Latte traf mein Pferd; es scheute, bäumte sich gewaltig und stürzte, ehe ich mich dessen versah, sich überschlagend mit mir nieder. Ein lauter Schrei Mariens war das Letzte, was ich hörte.

Als ich erwachte, war es Nacht. Ich lag auf einem Ruhebett, den linken Arm in der Binde; eine Lampe brannte im Zimmer und zu den Füßen meines Lagers kniete Marie.

„Tante! er lebt wieder!“ rief sie, als ich mich empor zu richten versuchte, „Tante, er lebt! — O! Gott sei Dank, Rudolph, daß Du lebst!“ rief sie nochmals, als ich meine Hand nach ihr ausstreckte. Ich wollte sie zu mir nieder ziehen, aber ich vermochte es nicht; meine

Kraft versagte und weinend sank Marie an meine Brust. Ich glaubte noch zu träumen, aber einen Traum, dem ich ewige Dauer wünschte, und auf Mariens Armen ruhend, schlummerte ich wieder ein.

Am Morgen war Marie verschwunden, nur mein alter Diener saß an meiner Seite und erzählte, daß sie gestern einen Todesschreck gehabt hätten, als der Verwalter mit der Nachricht in's Haus gestürzt, wie ich für todt an der Erde läge, und Fräulein Marie in Thränen an meiner Seite kniee. Man sei hinausgeeilt, hätte mich hier in's Wohnzimmer getragen, der Regimentsarzt sei da gewesen und hätte erklärt, die Verletzung des Armes sei unbedeutend und die Betäubung würde bald nachlassen, nur müsse man für die größte Ruhe sorgen, weil nach meiner Krankheit leicht ein Rückfall eintreten könne. „Da haben nun die Frau Amtmännin und das Fräulein Marie die ganze Nacht hier gesessen, und das Fräulein hat es sich nicht nehmen lassen, Ihnen immer selbst die kalten Umschläge aufzulegen und Ihre Kissen zurecht zu rücken, und erst gegen Morgen hat die Frau Amtmännin sie überreden können, sich für ein paar Stunden schlafen zu legen; und Herr Lieutenant, wenn Sie nicht gesund werden, wenn so ein Engel Sie pflegt, dann weiß ich nicht!" schloß er seinen Bericht.

Von tausend Gedanken bestürmt stand ich auf, um

mich ankleiden zu lassen, wobei mein alter Johann meiner Ungeduld Alles zu langsam machte, weil ich vor Sehnsucht brannte, die Geliebte wieder zu sehen; doch meine große Eile verursachte nur um so größeren Aufenthalt, da mein Arm gelähmt und ich überhaupt ganz matt war. Noch war die Bandage um den kranken Arm nicht angelegt, als die Equipage des Obrist im Hofe und gleich darauf Dahlke in meinem Zimmer anlangte.

„Was Teufel! Herr Lieutenant, Sie sind blessirt?" fragte er, als er mich ansah, „haben's auch unter den Pferden gelegen, wie ich, als der Feind darüber weg ging? Na, das ist brav — oder was ist sonst passirt? Der Obrist hat schöne Augen gemacht, als ich ankam mit dem Brief. Sie waren draußen bei'm Manöver und es ging lustig her; 's war ein Glück, daß ich ankam, wäre sonst Alles drunter und drüber gegangen. Zuletzt, als Alles vorbei war, wurde gesattelt und angespannt, und es ging hierher in's Quartier. Der Herr hat kein Wort gesprochen mit dem alten Dahlke, es ist rein, als ob ich überflüssig wäre beim Regiment; aber das ist Alles Ihre Schuld, halten's zu Gnaden, Herr Lieutenant! Sie haben die Konfusion angerichtet, und ich muß es ausbaden, das ist mein Leben lang nicht so mit mir gewesen. Ich hab's vorausgewußt, wie es kommen würde. Wie das Kind, das Mariechen, Sie so den ersten Tag ansah und nachher

Abends mit Mamsell Lottchen sprach und nicht genug vom Herrn Lieutenant ausspioniren konnte — da roch ich Lunte. Sie war ja sonst nicht neugierig; und als ich nachher sagte: „Na, Fräulein, was ist denn los, daß mit dem Lieutenant gegangen wird und nicht mit mir?“ und sie lachte und sagte: „Nimm's nicht übel, Dahlke! aber der Lieutenant ist schöner als Du und flinker zu Fuß“, als sie mir das sagte, da merkte ich, daß es rein aus wäre mit ihr, und darum rapportirte ich's dem Herrn. Aber der scheint auch den Narren an Ihnen gefressen zu haben, denn er wurd' blaß, wie bei Ligny, wo ich über ihm stand, er wurd' blaß, weil Sie 'runter gefallen sind vom Pferd, wie ein Gelbschnabel, halten's zu Gnaden! obgleich Sie sonst ein fixer Reiter sein sollen.“

So sprach er fort, bis mir der Obrist gemeldet wurde, der gleich darauf mit Marien an der Hand bei mir eintrat. Ich wollte Ihnen entgegen eilen, aber der Obrist kam mir zuvor. „Ich habe für Marie um Entschuldigung zu bitten, lieber Steinach!“ redete er mich an, „das böse Mädchen hat mit ihrer Tollheit Ihren linken Arm für eine Weile unbrauchbar gemacht. Wollen Sie aber als guter Christ Böses mit Gutem vergelten, so geben Sie ihr zur Versöhnung die gesunde Hand, die Sie ihr für immer bieten. — Nehmen Sie das Kind,“ sagte er mit Thränen im Auge, als Marie selig in meinen Armen lag,

„nehmen Sie sie nur, sie wollte schon gestern nicht mehr bei mir bleiben, und ich lasse sie Ihnen, dem Sohne meines alten Freundes, jetzt eben so gern, als ich sie gestern ungern hinaus ließ. Möge die Liebe und Ihre Mutter aus dem wilden verzogenen Kinde eine so gute Frau machen, als meine verklärte Marie es war."

Der Obrist war sehr erschüttert. Marie war sein einziges Kind; da kam Dahlke auf ihn zu, stellte sich vor ihn hin und sprach: „Sehen's, Herr Obrist, das ist der Kuckuk! kommt erst das Desertiren in's Regiment, da reißt's nicht ab. Erst der Lieutenant von seiner Fahne fort, nun unser Fräulein 'rüber zu den Riesenburgern und, halten's zu Gnaden! da geh ich mit. Hab's unserer Frau selig versprochen, auf den Herrn Obrist zu wachen und auf das Kind. Der Herr Obrist können nicht fort vom Regiment, da werd' ich als Ihr Stellvertreter mit dem Kinde mit müssen und sehen, daß ihm unter den fremden Menschen kein Ueberlaß geschieht, — mit des Herrn Obrist Erlaubniß und Urlaub!"

„Ja, komm mit, Dahlke!" riefen Marie und ich zugleich, und der Obrist sagte lächelnd: „Nun, wenn Marie und Dahlke desertiren, da werde ich wohl auch bald nachkommen. Sagen Sie Ihrer Mutter, lieber Sohn, sie möge sich darauf gefaßt machen, daß ich auf meine alten Tage mein Winterquartier bei Euch aufschlage, um jung

zu werden in Eurem Glück. Einstweilen aber kommt zu den Unsern, die uns erwarten."

Mit Herzlichkeit nahmen die lieben, neuen Verwandten uns auf, das Küssen und Glückwünschen hatte kein Ende; Lottchen war die Freude selbst und doch trostlos, daß Karl nicht hier sei; sie verlangte, man solle ihm gleich einen Boten schicken, und wir mußten versprechen, sobald sie und Karl verheirathet wären, solle ihr Pastor mich und Marien trauen. Die Tante setzte dem Obrist auseinander, daß meine kleine Braut bis zur Hochzeit bei ihr bleiben, daß die Hochzeit in ihrem Hause sein und meine Mutter dazu herkommen müßte. Dahlke trank auf unsere Gesundheit ein Glas nach dem andern, und der dicke Onkel Amtmann fragte verwundert: „Aber, Kinderchen, wie ist das so schnell gekommen? Der Marie gefiel ja sonst kein Mann."

„Ja, Onkelchen," sagte Marie, „das weiß ich selbst nicht, es kam so, wie es so zu kommen pflegt. Rudolph sah so krank aus, und ich weiß nicht, er gefiel mir gleich und alle Tage besser; und was geht's Dich an Onkel, warum ich ihn liebe? Ich liebe ihn, weil ich will, weil er mein lieber, einziger Bräutigam ist; wie es kam, das weiß ich selbst nicht."

„Halten's zu Gnaden, Herr Amtmann, das weiß ich," rief Dahlke, „denn ich bin des Herrn Obrist Stellvertreter

und gebe Achtung auf's Regiment! Das kommt davon, daß keine rechte Aufsicht mehr ist, wenn ich weg bin. Hätt' ich nur das Terrain recognoscirt, ich hätt' unser Fräulein hier nicht einquartiert. So'n halb kranker, schöner Offizier, der macht so'n Mädel toll; da brennt's rasch ab, flink wie ein Reiterpistol. Aber das hat der Herr Obrist zu verantworten. Wer wird Pulver und Feuer zusammen lassen? Und nun muß ich's ausbaden, muß fort vom Regiment, von den litthauischen Dragonern, um auf das junge Volk Acht zu geben, weil ich dem Herrn Obrist sein Stellvertreter bin; muß fort von dem Regiment, von meinem Regiment," sagte er mit bebender Stimme. „Aber ich hab's der seligen Frau versprochen, auf den Herrn und auf's Kind zu wachen, und das hab' ich, hol' mich der Teufel! gehalten und werd's weiter halten bis an den Tod; und ich werd' unsere Enkel erziehen, wie ich das Mariechen erzog. Ich hab' sie Alles gelehrt, gehen, sprechen, reiten und schießen — blos Ordre pariren, das kann sie nicht. Na, Herr Lieutenant," wandte er sich zu mir, „das wird sie von Ihnen lernen; aber sein's kein strenger Exerciermeister, taugt nichts bei jungem Volk!"

Dahlke wollte lachen, aber die Thränen rollten auf seinen Bart und kurz umdrehend wollte er hinaus, da fiel ihm Marie ebenfalls weinend um den Hals und bat:

„Geh nicht fort, mein guter Dahlke! Ich habe Dich so lieb, auch der Lieutenant hat Dich lieb, und wir sind glücklich; ich, mein Rudolph und der Vater, Alle, Alle!“

„Gewiß Dahlke!“ sagte der Obrist nnd schüttelte ihm fest die Hand, „gewiß Dahlke! es ist Alles gut, und geh nur ruhig mit Marien; sobald Du willst, kommst Du wieder zum Regiment, ich gebe Dir den Abschied nicht, nur Urlaub, und wenn ich Dein bedarf kehrst Du wieder; darauf wollen wir jetzt zusammen trinken, alter Kamerad!“

„Na, wenn Sie glücklich sind, Herr Obrist, dann ist es Ihr Stellvertreter auch! Und bei Gott, so lange ich beim Regiment bleibe, soll Alles nach dem rechten Kommando gehen! Und sie sollen leben: Vivat hoch! das Fräulein und die litthauischen Dragoner!“

Darauf leerte er sein Glas und ging hinaus.

Es war eine selige Stunde, und ich wünsche allen meinen Kameraden, die dies lesen, bald eine ähnliche zu erleben.

Gräfin Maria.

(1843.)

Im Sommer des Jahres 1831 waren die Seebäder in Ostpreußen voll von Polinnen, die hier in nächster Nähe vom Vaterlande der Entscheidung des Kampfes entgegen harrten und für die Freiheit desselben die glühendsten Wünsche hegten. Nur der feste Wille ihrer Väter und Männer hatte sie zur Auswanderung bewegen können; nur die Versicherung, daß man ruhiger kämpfe, wenn man die Frauen geborgen wisse, hielt sie im Auslande zurück, während ihre ganze Seele an den Orten hing, wo das Loos ihrer Lieben, das Loos ihres Vaterlandes blutig entschieden wurde. Keine von all' den polnischen Familien hatte männliche Begleitung, und alle nur wenig männliche Bedienung bei sich. Man hatte dem Vaterlande keinen Kämpfer entziehen wollen, wenn die dringendste Nothwendigkeit es nicht erheischte.

Die sonst so lebensfrohen, koketten Polinnen lebten ziemlich zurückgezogen und still. Wer will auch tanzen

und sich freuen, wenn man von jeder Minute Entscheidung zwischen Freiheit und Knechtschaft erwartet, wenn man jeden Augenblick für das Leben seiner Geliebtesten zittert?

Die Gräfin Gornitzka war mit ihrer achtzehnjährigen Tochter Maria unter denen, die man am wenigsten sah. Sie waren in tiefer Trauer angelangt. Der Gemahl der Gräfin war gleich zu Anfang des Aufstandes von der Hand eines Russen gefallen. Die beiden Söhne, die das Vaterland zu befreien und den Vater zu rächen hatten, beschworen die Mutter, Polen zu verlassen, bis der Kampf entschieden sei. Die Gräfin fügte sich und ging nach Preußen, wo sie in einem der Seebäder eine Wohnung nahm. Sie war leidend und ging nur selten aus. Die Wenigen, die sie in dem Gärtchen vor ihrer Wohnung oder auf den Arm ihrer Tochter gestützt, am Strande gesehen hatten, schilderten sie als eine große, imposante Gestalt, deren Gesichtszüge den Charakter eines tiefen Ernstes, einer fast antiken Ruhe trugen. Gesprochen hatte sie Niemand.

Marie sah man desto öfter am Meere; am meisten in der Zeit, die gewöhnlich von den andern Badegästen nicht zur Promenade benutzt wurde. Die ersten Stunden des Tages, die ersten der Nacht, ging sie allein am Meere einher, oder saß ruhig, in sich versunken, auf einer der Bänke. Sie erwiederte freundlich den Gruß oder die Anrede jedes Vorübergehenden, aber sie selbst hatte sich

noch Keinem genaht; sie blieb lieber allein, das konnte man merken.

Eine solche Erscheinung mußte die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln, besonders da Maria's ungewöhnliche Schönheit aus der tiefen Trauerkleidung um so leuchtender hervorsah. Sie war groß und über ihre Jahre üppig gebaut. Ihr dunkles Haar, die bräunlich glühende Farbe ihrer Haut, die feste Stirn, die fein geschnittene Nase, die vollen Lippen und die großen dunkelblauen Augen, die unter langen schwarzen Wimpern schwärmerisch hervorblickten, machten, daß man sie auf den ersten Blick leicht für eine Südländerin hielt. Wenn man früher dem Vater eine Schmeichelei über die Schönheit seiner Tochter gesagt, so hatte er erwiedert: Schön ist sie, weil kein Tropfen litthauisches oder russisches Blut je in den Adern ihrer Ahnen floß; sie ist eine ächte Polin, ein ächtes, glühendes Sarmatenkind, und ihr Herz ist so treu polnisch, als ihr Gesicht.

Die schöne Gornitzka war das Gespräch der ganzen Gesellschaft. Die Mütter fanden die Sorglosigkeit auffallend, mit der die Gräfin das junge Mädchen sich selbst überließ; die jungen Herren erzählten, so oft sie sie gesehen, von ihrer Schönheit, und die Mädchen beneideten sie um das allgemeine Interesse, das sie einflößte.

Vor Allen waren es zwei junge Männer, die eifrig in

ihre Nähe zu kommen wünschten. Graf Dmitri Wassewitsch, ein Russe, den eine leichte Verwundung vom Kampfplatz entfernt hatte, und Charles Hall, ein junger Amerikaner, den die Interessen des väterlichen Handelshauses nach Preußen geführt. Aber auch diese Beiden hatten sie nur flüchtig anzureden gewagt. Sie hatte dem Russen stolz den Rücken gewandt und seine Frage nicht beantwortet. Die Briefe, die er ihr geschrieben, hatte sie zurückgesandt. Sage der Mutter nicht, hatte sie dem treuen Diener befohlen, der mit Rückgabe der Schreiben beauftragt war, daß ein Russe mich durch seine Liebe zu beleidigen wagt; sie ist ohne das unglücklich genug. Den Briefen waren Drohungen gefolgt, die Dmitri wüthend gegen den Diener ausgesprochen hatte. Aber auch diese schreckten Maria nicht. Ich verachte ihn zu sehr, um ihn zu fürchten, sagte sie, und ging schweigend die gewohnte Bahn.

Je stürmischer der Abend war, je wilder das Meer tobte, mit um so größerer Zuversicht konnte man erwarten, die Gräfin am Strande zu sehen, und wenn irgend ein Vorübergehender ihr wohlmeinend rieth, bei dem heftigen Sturme nicht so lange am Meere zu verweilen, so antwortete sie: Ich liebe den Wind und die Luft.

Das machte, daß die Leute im Dorfe sie bald die Windsbraut nannten und sich allerhand Fabelhaftes von

ihr erzählten, wie die Phantasie des Volkes es gern ersinnt. Wenn sie Abends umherging am Meere, dann sollte der Sturm sich besänftigen und die Sterne durch die Wolken brechen; wenn sie Morgens am Meere umherging, so gäbe es Sturm, sagten die Leute. Die Kinder fingen bald an ihr auszuweichen, und die Erwachsenen betrachteten sie mit scheuer Ehrfurcht. Maria aber merkte Nichts von dem, was um sie vorging. Nach wie vor erschien sie am Ufer des Meeres und träumte von der geliebten Heimath und wünschte Segen herab auf die Waffen ihres Volkes.

Eines Abends war es dunkler und stürmischer als je. Maria saß in ihre schwarzen Gewänder gehüllt, auf ihrer Lieblingsbank am Ufer. Sie hatte den Hut abgenommen, ihr Gesicht war bleich. Das dunkle Haar hing in feuchten, vom Nebel genäßten Locken herab. Seit einigen Tagen hatte man sie nicht gesehen; man sagte im Dorfe, die alte Gräfin sei schwer erkrankt, es wären ihr üble Nachrichten aus Polen zugekommen. Und so war es. Die Schlacht von Praga war geschlagen. Ihre beiden Söhne, die Grafen Gornitzka, die Letzten ihres Hauses, waren gefallen.

Mit erhabener Würde ertrug die Mutter das Unglück, das sie getroffen. Sie hatte ihre Söhne dem Vaterlande geopfert, für das ihr Gatte schon früher gestorben war.

Ihr war das schwerere Loos geworden, sie mußte die Ueberlebende sein. Ihr Vaterland, ihre Tochter, das sollten ihr die Stützen werden, an denen sie sich aufrecht erhielt, die Bande, die sie an das Leben fesselten.

Mitten in diesen Schmerzenstagen hatte Graf Dmitri sich melden lassen. Die Gräfin hatte seinen Besuch mit dem Bemerken abgelehnt, daß der Tod ihrer Söhne sie in tiefe Trauer versenkt hätte. Das aber schreckte die Zudringlichkeit des Russen nicht zurück. Trotz der Weigerung des Dieners, drang er in das Zimmer der Gräfin, und warb mit roher Keckheit um die Hand Maria's. Entrüstet deutete die Gräfin ihm an, wie es fast eine Sünde sei, jetzt, nachdem ihr Mann und ihre Söhne von den Kugeln der Russen gefallen, die Tochter zur Ehe zu fordern.

„Eine Sünde!" rief Dmitri höhnisch, eine Ehre wollten Sie sagen, Frau Gräfin, ist es, wenn ich Maria zur Frau nehme, während es nur eines Wortes von mir bedurfte, das schöne Kind, das so eifrig die Briefe der Aufrührer nach Frankreich besorgte, in die fernste Gegend Sibiriens zu bringen."

Maria, die sich an der Seite ihrer Mutter befand, fuhr auf, aber die Gräfin wies sie zur Ruhe. „Es ist uns vom Herrn auferlegt, auch diese Schmach der Beleidigung zu ertragen, ertrage sie mit Würde, meine Tochter," sagte sie.

Da faßte Dmitri, bleich vor Zorn, die Hand der Kranken und rief: „Ueberlegt es. Maria wird mein, oder ich denuncire sie dem Kaiser als Verrätherin."

„Könnten Sie zweifeln," sagte Maria kalt, „daß ich die Ehre, für mein Vaterland zu leiden, der Schmach vorziehe, aus Feigheit die Ihrige zu werden?"

Wüthend sprang Dmitri empor: „Ueberlegt bis morgen!" rief er nochmals und stürzte hinaus.

Jetzt erst erfuhr die Gräfin, was früher zwischen Dmitri und Maria vorgegangen. Es war ein neues Leid, das die Schale des Elends vollmachte. Aber kein Zweifel über das, was sie zu wählen hätte, kam in Maria's Sinn; kein Wort der Ueberredung über die Lippen der Mutter. Ruhig erwarteten sie die Zukunft.

Ohne Klage, ohne Murren, im stummen gerechten Schmerz vergingen ihr und Maria die Stunden. Sie trennten sich wenig; am Lager der Mutter hatte Maria den Tag zugebracht, und erst als sie diese ermattet dem Schlaf in die Arme sinken gesehen, war sie hinausgegangen, die glühende Seele im Aufruhr der Elemente zu beruhigen.

Schweigend saß sie da. Graue, riesenhaft geballte Wolken verhüllten den Mond und die Sterne. Ein bleiches, fahles Licht lag über dem Meere. Gelblich grüne Wellen thürmten sich empor mit schaumgekröntem Haupte,

und wenn sie ihren Höhepunkt erreicht hatten, stürzten sie donnernd zusammen und verloren sich in dem Gewässer, das mächtig heranrollend an das Ufer schlug. Aber noch stärker als das Wellengebraus tobte der Sturm, der die Wolken wie fliehende Schaaren vor sich her jagte. Dann ward zuweilen der Himmel lichter; Maria konnte das Meer bis an den fernsten Horizont überblicken, wo es vom Monde beschienen wie grünlich feuchtes Metall glänzte. Aber auch dort rang Welle mit Welle, auch dort Zerstörung und Kampf, bis wieder eine schwarze Wolke das Mondlicht verhüllte und die Ferne in Nacht versank.

So dunkel und stürmisch war das Schicksal ihres kämpfenden Vaterlandes, so vergingen im Tode die besten Kräfte ihres Volkes, so verhüllte die Nacht des Despotismus das junge Licht der aufleuchtenden Freiheit. O! das Meer schien ihr ruhig, der Kampf der Elemente gering gegen den Sturm in ihrer Brust. Ihr Vater, ihre Brüder gefallen, das Vaterland sein bestes Herzblut dahinströmend im Kampf gegen rohe Uebermacht, die Mutter hinsterbend mit dem hinsterbenden Polen! Es war so bewegt und doch so todt in ihrer Seele. Sie rang ihre Hände zum Himmel empor. „Wo ist Freiheit? wo ist Glück?“ fragte sie leise, und: „Ueber den Wolken!“ antwortete ihr eine leise Stimme.

Sie fühlte sich von mächtigen Armen leicht empor-

gehoben, sie schwebte über dem Meere, hoch, immer höher hinauf in eine reinere Luft. Das Heulen des Sturmes verklang immer mehr, so auch das Brausen des Meeres. Leise, linde Töne erklangen; auch diese verschwanden; mildes Sternenlicht durchflimmerte den Aether — sie unterschied, sie sah, sie empfand nichts deutlich, als gänzliche Freiheit, gänzlichen Frieden. Ihre Seele erstarkte in ungekannter Wonne, eine unirdische Seligkeit erfüllte sie.

Als sie umherzublicken anfing, schwebte ein Jüngling an ihrer Seite, der sie mit sich fortzog. Dunkel glänzende Locken umgaben sein klares Antlitz, mächtige Flügel an seinen Schultern kündeten ihr den Bewohner einer andern Welt.

Wo bin ich? fragte Maria schüchtern.

In der Luft, in meiner Mutter Reich. Ich bin ihr Lieblingssohn, der Wind. Dein Leid hat uns gerührt, und wir haben Dich zu uns erhoben, um Dich frei athmen zu lassen in besserer Sphäre. Gieb mir die Hand und folge mir.

Und sie schwebten durch leicht bewegtes Himmelsblau; da saßen kleine Genien, die spielten mit bunten Seifenblasen, die sie einander zuwarfen, bis nichts davon übrig blieb; dann nahmen sie neue; sie schienen großen Vorrath davon zu haben.

Das sind die Zephyre, meiner Mutter kleinste Diener, sie spielen mit Liebesschwüren, die der Wind verwehte.

Dann kamen sie an einen Ort, an dem Jungfrauen in dunkeln Gewändern eifrig ein glänzendes Naß in goldenen Gefäßen rührten.

Was machst Du? fragte der Wind die Erste. — Wir sammeln die klagenden Seufzer des Unglücks, das gen Himmel fleht, und bereiten den Thau des Schlummers, den wir den Schwerbeladenen auf die Augen träufeln.

Darauf gingen sie weiter und immer weiter durch Wolken jeder Art, sahen Genien in mannigfacher Weise thätig, und gelangten an eine Schmiede, in der rüstige Cyklopen glühendes Metall verarbeiteten.

Sieh hin, Maria! sagte der Wind zur Jungfrau, sie schmieden Blitze aus den Meineiden der Könige, aus den gerechten Klagen der Völker; Blitze, von denen die Geschlechter der Könige zerschmettert werden, wenn das empörte Volk wie tobendes Gewitter die Luft frei macht, um darin zu athmen.

O! einen Blitz für mein Vaterland! flehte Maria, nur einen, aber einen starken Blitz!

Geduld! antwortete der Genius, das Wetter ist noch nicht da.

Und je weiter sie wandelten, je mehr wechselte die Umgebung. Blühende Blumen sprießten aus den Wolken

empor und formten sich zu Kränzen voll üppigster Schönheit. Ein Hain von mächtigen Bäumen lag vor ihnen und verkündete Kühlung und Ruhe.

Wir sind nun im Garten der Mutterliebe, erklärte der Wind. Hier fassen die frommen Wünsche des treuen Mutterherzens Wurzel, die es in stillem Gebet der Luft vertraut. Die Wünsche gedeihen und werden zu Kränzen des Segens, die wir hinabwerfen auf die Häupter der guten Kinder, daß sie ihnen Glück und Heil bringen als heiligen Muttersegen. Jene Bäume entsprangen aus dem Blute und der Asche der Märtyrer, die für ihr Vaterland gefallen; ihre Blätter fächeln Kühlung hinab auf das Feld, wo die starken Polenhelden dem Tode unerschrocken erliegen. O! eine üppige Saat wird aufgehen aus ihrem Blute; auch das Blut der Deinen wird Frucht bringen, reichliche!

Maria's Thränen flossen, sie folgte schweigend ihrem Führer und betrachtete staunend die fremde Welt, in die sie sich versetzt fand. Plötzlich aber veränderte sich die Scene. Es wurde einsamer und freier um sie her. Nur einzelne Genien schwebten noch leise vorüber, als sie endlich ein goldenes Thor von fern erblickten. Aber es war nicht Gold bei näherer Betrachtung, sondern eine Lichtwolke, welche der Wohnung der Luftkönigin zum Thore diente. An der Hand des Windes durchschritt Maria sie, und

Aeolsharfentöne erklangen, als ihr Durchgang die Lichtwolke in Bewegung setzte.

Gegen die Wunder, welche Maria jetzt erblickte, trat Alles, was sie bisher gesehen, in den Hintergrund.

Auf blauem Wolkenthron, den Sternenglanz durchflimmerte, saß die schöne Königin der Luft in ewiger Jugend und Frische. Der Halbmond leuchtete aus ihren lichten Locken hervor, die mit Rosen durchflochten waren. Sie hatte den Gürtel des Orion um ihr Gewand gelegt, und sich in den duftigen Schleier gehüllt, den die kurzsichtigen Menschen Milchstraße nennen. Es war ihre Abendtoilette; den Gala-Anzug des Tages, das Lichtgewand und das Sonnendiadem, hätte Maria's Auge nicht ertragen können. Zu ihren Füßen ruhte ein weißer Adler.

Maria sank vor der Königin nieder in anbetender Wonne, aber diese hob sie empor und sagte: Sei mir gegrüßt, Du armes Kind! Ich kenne Dich lange, und mein schöner Sohn, der Wind, hat mir die gerechten Klagen verkündet, die aus Deiner Brust in sein Ohr tönten, wenn Du einsam am Ufer des Meeres wandeltest. Du liebst die Luft und den Wind, darum bieten sie Dir Stärkung, Trost und Hoffnung jetzt, da Du ihrer mehr als je bedürfen wirst. Das Härteste steht Dir noch bevor. Sieh her! der weiße Adler ist wieder in der Luft bei mir. Ich

habe ihn zurückgerufen, weil die Atmosphäre der Erde noch voll Knechtschaft ist. Polen wird unterliegen; doch der weiße Adler soll nicht sterben. Ich pflege sein, bis die Freiheit auf der Erde herrscht. Dann wird auch er seine Schwingen entfalten, dann sende ich ihn hinab, daß er glorreich über dem neuen Polen schwebe, wenn es aus der Asche des jetzt versinkenden ersteht. Warschau ist in den Händen der Russen, Du siehst Polen nicht wieder.

O! meine Mutter! rief Maria, wie wird sie das ertragen!

Sie ist in Freiheit, ehe sie es erfährt, im Vaterlande droben jenseits der Luft.

Und ich allein, ich allein soll den Fall unseres Hauses, den Fall des Vaterlandes überleben? Ich soll eine Waise, allein auf der fremden Erde umherwallen? O, behalte mich hier! Laß mich den Geistern helfen die Freiheitsblitze schmieden, laß mich den Adler hüten, nur stoße mich nicht zurück auf die Erde. Wie soll ich in Knechtschaft leben, da ich bei Dir, wenn gleich nur Momente, in Freiheit geathmet habe! Hier laß mich bleiben oder hinübergehen mit meiner Mutter.

Du armes Kind! Du darfst nicht bleiben, Du mußt fort und leben auf der Erde. Es ist dem Menschen nur ein Blick, kein Verweilen in höheren Regionen gegönnt. Sei stark und unverzagt. Luft und Wind sind Dir günstig,

sie wünschen Dir Freiheit und Glück, sie werden Dich nach Westen führen, wo Du Beides findest. Hier nimm den Kranz von Muttersegen, als ein unsichtbares Zeichen mit Dir hinab; der Mutter Segen wird Dich nie verlassen.

Maria beugte ihr Haupt, ihr Herz wollte brechen vor Schmerz und ihre Sinne schwanden.

Führe sie hinab, sagte die Königin zum Winde, indem sie die bleichen Lippen der Bewußtlosen küßte. Und der Wind nahm sie in seine Arme, und trug sie durch das Reich seiner Mutter zurück zu der Bank am Meere, von der er sie emporgehoben hatte. Dort erwachte sie wie aus einem Traum. Es war still und schwül, tiefe Nacht umgab sie statt des Lichtes, aus dem sie kam. Sie erschrak, daß sie so lange Zeit verträumt, so lange fern geblieben von der kranken Mutter, und schickte sich zu eiliger Rückkehr an. Aber nur wenige Schritte war sie gegangen, als eine rauhe Stimme an ihr Ohr schlug, eine heiße Hand ihren Arm ergriff. Es war Dmitri, der glühend von Wein und wilder Begier ihr nachgeschlichen war.

„Finde ich Dich endlich, schönes Liebchen?" rief er, nud versuchte sie in seine Arme zu ziehen.

Sie aber machte sich los mit Jugendkraft und sagte: „Fort, Elender, wage nicht mich zu berühren, oder —"

„Was denn, mein Kind!" lallte er. „Ich wag' es schon.

Warschau ist gefallen und der Kaiser schenkt uns die schönen Polenmädchen sammt ihrem Hab' und Gut. Ich brauche nur zu verlangen und Maria Gornitzka wird mein."

„Nimmermehr! Eher sterbe ich oder Du!" rief Maria stolz, indem sie sich auf's Neue seinen Armen zu entreißen strebte, die sie abermals umschlungen hielten. Indeß der Riesenkraft des Russen war sie nicht gewachsen, und ihr Hülferuf drang flehend durch die Luft, die ihn davontrug.

Charles Hall ging traurig am Meere umher. Die Nachricht von Warschau's Fall hatte auch ihn tief erschüttert. Die Zeitung hatte sie vor einer Stunde gebracht. Er, der freie Mann, fühlte tief das Unglück der Polen, und mitfühlend hatte er der Gräfin Gornitzka und der schönen Maria gedacht, deren Bild, seit er sie zuerst gesehen, nicht mehr aus seiner Seele gewichen war. Er hatte ihre Stimme nur einmal gehört, doch er kannte den Ton, als er jetzt plötzlich hülferufend an sein Ohr drang. Im Augenblick war er neben Maria, befreite sie aus der Gewalt des Trunkenen, den er zu Boden schlug, und führte die Erschöpfte dem Lande zu. Schweigend gingen sie neben einander her, sie hatte sich auf den Arm des jungen Mannes gestützt. So geleitete er sie bis zu ihrer Wohnung. Da stand sie still, sie schien sich auf Etwas zu besinnen, dann fragte sie plötzlich: „Welche Nachrichten

hat man von Warschau? Die Post muß angekommen sein, wie mich dünkt?"

„Warschau ist in den Händen der Russen."

„Also war mein Traum Wahrheit!" rief Maria im Tone des höchsten Schmerzes. „Mein Vaterland, das Grab der Meinen, in den Händen der Feinde, und wir verbannt in die Fremde!"

Sie weinte bitterlich. Der starke Geist des Mädchens erlag dem Jammer, und sie ließ es ruhig geschehen, daß Charles wie tröstend ihre Hände in den seinen hielt. Sie konnte nicht allein sein mit ihrem Schmerz, sie sehnte sich nach einer Stütze, sie fühlte Zutrauen zu ihrem Befreier, aber sie durfte nicht weilen.

Sie richtete sich auf, gab Charles die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen! Mag Gott Sie vor dem Gefühl bewahren, an dem Grabe Ihres Vaterlandes zu stehen." Dann ging sie ruhig hinein in das Haus, an das Bett ihrer Mutter.

Die Gräfin schlummerte; ihr treues Kammermädchen wachte an ihrer Seite. Maria setzte sich zu Häupten des Bettes und betrachtete in Gram versunken die bleichen Züge der Kranken, die ruhig dalag. Ein leichtes Lächeln schwebte um ihren Mund, ein tiefer Athemzug entrang sich ihrer Brust; dann erwachte sie und schien die Tochter

zu suchen. Maria kniete vor der Mutter nieder und fragte nach ihrem Befinden.

„Mir ist leicht, Maria, leichter als ich mich gefühlt seit der Nacht, in der man Deinen Vater sterbend in meine Arme legte. Ich habe ihn gesehen," fuhr die Gräfin leise fort, „ihn und meine Söhne in dem Lande der Freiheit, sie haben mir gewinkt, und ich fühle es, ich bin bald mit ihnen vereint im Frieden. O, wie gern ging' ich hinüber, wüßte ich Dich geborgen! Sei stark, Maria, Du bleibst einsam zurück. Gott ist mit Dir und der Segen Deiner Mutter."

Sie legte die Hände auf das Haupt der Tochter und betete leise. Mit Beben lauschte Maria dem leisen Gelispel, es ward schwächer und schwächer, es verstummte ganz. Maria erhob behutsam ihr Haupt, die kalten Hände der Mutter sanken zurück — sie war gestorben.

Einige Tage darauf stand Maria an einem frischen Grabe, als die Sonne emporstieg. Sie hatte ein kleines Stück Land gekauft, mit einer Bank unter schattigen Bäumen, auf der ihre Mutter gern geruht, weil sie eine freie Aussicht nach dem Meere bot. Ein katholischer Priester aus der nahen Stadt hatte den Platz geweiht, hier war

eben die Gräfin Gornitzka der Erde übergeben worden. Der Priester, der die Leichenfeier verrichtet, die Landsleute, welche die Verstorbene zur letzten Ruhestätte geleitet, hatten sich entfernt. Ihre Dienerschaft hatte sie fortgeschickt, um allein in sich die Stärke und den Trost zu finden, die ihr ihre Mutter zur Pflicht gemacht hatte. Sie wollte den Blick zum Himmel erheben, frei sich umschauen in der Natur, aber immer sank er hinab auf den kleinen Hügel, der ihre Mutter bedeckte, immer wieder rief es in ihrer Brust: Eltern und Brüder todt, verwaist, einsam, das Vaterland verloren, die Freunde zerstreut, heimathlos, wie sie selbst, im Exil! — Es war zu schweres Leid für ein so junges Herz, und die unglückliche Maria gedachte des Traumes am Meere. Das Uebel, das ihr verkündet, war reichlich eingetroffen; Trost und neues Leben — von wannen konnten die für sie kommen?

Da nahten Schritte; Maria fuhr empor, der junge Amerikaner stand vor ihr, in sichtlicher Bewegung. Man erkannte in ihm auf den ersten Blick den ruhigen willensstarken Mann; so hatte Maria ihn in den flüchtigen Begegnungen gesehen, jetzt war er scheu und verwirrt und schien vergebens nach Worten zu suchen, bis er leise sagte:

„Sie sind so allein, Gräfin Maria! Sie haben so viel verloren; kein Vater, kein Bruder steht Ihnen zur Seite, — nehmen Sie meinen Beistand an.“

Maria, die thränenlos den Sarg ihrer Mutter herabsinken gesehen, thränenlos bis jetzt mit ihrem Schmerz gerungen, wurde durch die schlichten Worte, mehr noch durch den Ton voll Güte ergriffen, in dem sie gesprochen wurden. Sie sah in Charles Auge, reichte ihm die Hand und weinte. Er führte sie fort von dem Grabe, hin zu der Bank unter den Bäumen, und überließ sie ihren Thränen, bis sie selbst sich beruhigt zu haben schien. Dann sagte er ihr, daß sie augenblicklich den Russen nicht zu fürchten hätte. Er war nach der Anklage, die Charles gegen ihn erhoben, von der Behörde aus dem Badeorte verwiesen worden. Dann fragte er Maria, ob er ihr dienen könne, welche Absicht sie für die nächste Zukunft habe, und ob sie heimzukehren wünsche in ihr Vaterland.

Ich habe keinen Plan, keinen Wunsch, sagte sie. Ohne Verwandte, ohne Heimath ist jeder Ort auf der Erde gleich leer und öde. Ich werde hier im Lande bleiben, vielleicht auch weiter gehen, wie es sich gerade fügen wird. Nach Polen gehe ich nie! Was sollte ich auf dem Grabe der Freiheit, auf dem Golgatha der Meinen, wo ich in jedem Athemzuge Knechtschaft athmen würde und Haß.

Da sah Charles sie ernst und liebend an, ergriff ihre Hand und sprach: „Maria! könnten Sie mir vertrauen! Sie sind einsam, sagen Sie, ohne Zweck, ohne Freunde und Vaterland. Das ist schrecklich für ein so junges

Weib." Er stockte, nahm sich gewaltsam zusammen und sagte mit bebender Stimme: „Ich liebe Sie, Gräfin, seit ich Sie zuerst sah. Ich biete Ihnen ein neues, freies Vaterland; Eltern, die die Gattin des einzigen Sohnes lieben werden gleich einer Tochter, einen Wirkungskreis in dem Schatten unserer Wälder, und das Wort eines Mannes, daß er treu an Ihnen handeln will, daß Ihr Glück das seine sein soll. Rang und Adel kann ich Ihnen nicht geben, ich achte sie auch gering, aber Frieden, Freiheit und Liebe. Maria! wollen Sie mir folgen als Gattin in mein fernes Vaterland?"

Die Gräfin war überrascht. Sie kannte den Mann nicht, der so zu ihr sprach, aber diese Züge, diese Stimme trugen das sichere Gepräge der Wahrheit. Jede mädchenhafte Scheu, jedes Bangen verschwand vor den Worten. Der Moment war zu heilig. Fern von den Formen der Convenienz stand der Mensch dem Menschen gegenüber, und mit fester Stimme sagte Maria: „Ich vertraue Ihnen und werde Ihr Weib; hier vor dem Grabe meiner Mutter gelobe ich mich Ihnen an. Beten Sie mit mir, daß ihr Segen uns begleite in die neue Heimath."

Lange knieten sie neben einander an dem kleinen Hügel, und kehrten dann zurück in das Dorf.

Gleich darauf fuhr Charles in die Stadt, um seine Geschäfte, die fast beendet waren, ganz abzuschließen und

die nöthigen Schritte für seine Verbindung mit Maria zu thun. Acht Tage später, in denen er seine Braut nicht wieder gesehen hatte, segnete in der katholischen Kirche derselbe Priester, der die Gräfin Gornitzka zur Ruhe bestattet hatte, den Ehebund Maria's, die in tiefer Trauerkleidung an der Seite ihres Verlobten vor dem Altare stand.

Dann führte er sie, gefolgt von ihrer polnischen Dienerschaft auf sein Schiff, das segelfertig im Hafen lag. Jubelnd empfingen sie die Matrosen; auch andere Schiffe im Hafen hatten ausgeflaggt, wie an hohem Festtag. Die Gräfin Maria Gornitzka war Mistreß Hall geworden und betrat mit dem ersten Schritte auf das Schiff freies amerikanisches Gebiet.

Charles gab ein Zeichen, sein Kapitän wiederholte es dem Steuermann, ein lautes Pfeifen ertönte, die Anker wurden aufgewunden, die Segel gespannt und pfeilschnell trieb ein günstiger Wind das schlanke Briggschiff von dannen.

Von Charles Arm umschlungen stand Maria auf dem Verdeck. Die Sonne stand hoch am Himmel, eine frische belebende Seeluft umspielte das Antlitz der jungen Frau, die schmerzlich bewegt zurückblickte nach Osten, nach dem Vaterlande voll Noth und Sklaverei. Dann lehnte sie sich fester an ihren Gatten und sagte: „Ich werde wieder

froh werden, Charles, in Deiner freien Heimath, in Deiner Liebe froh und glücklich, um Dir zu lohnen!"

Er zog sie fest an seine Brust und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen.

Wind und Wetter hielten Wort und geleiteten Maria glücklich hinüber in die neue Welt. Zwölf Jahre sind verflossen seitdem. Charles und Maria leben glücklich. Zwei kräftige Söhne spielen an ihrer Seite unter den Augen der Großeltern und singen aus voller Brust: „Noch ist Polen nicht verloren." — Und wenn die Königin der Luft den weißen Adler einst wieder hinabläßt auf die Erde, werden Maria's Söhne nicht die Letzten sein, die sich unter seinem Banner sammeln.

Der Kunstteufel.

(1842.)

Es war ein nordischer October-Abend. Der Sturm heulte, helle Blitze fuhren durch die tiefe Dunkelheit und prasselnd schlugen Hagel und Regen gegen die kleinen Fenster einer verfallenen Schifferhütte am Gestade der Nordsee. Drinnen saß der Schiffer, ein Mann mit wild-verworrenem Haare, den Kopf in die Hände gestützt und starrte düster vor sich hin. Das Zimmer war kalt und wüst, wie nur gänzliche Armuth es kennt. Kein Feuer brannte auf dem Heerde, und eine Kienfackel, die zwischen die Spalten der Bretterwand gesteckt war, verbreitete ein flackerndes, ungleiches Licht über den Raum, auf dem Margarethe, die junge Frau des Schiffers, mit ihren Kindern saß.

Damals, als der Schiffer Klaus sein junges Weib heimgeholt, war es anders gewesen. Aus der Fremde in das Dorf gekommen, in dem Margarethe mit ihrer Mutter wohnte, hatte er viel Geld mitgebracht, das er als Boots-

mann in fremden Diensten erworben, hatte Haus und Hof gekauft, und obgleich er alt war und rauh von Sitten, war Margarethe von vielen Dirnen beneidet worden um den reichen Freier. Gefallen hatte ihr der Bräutigam wohl eben nicht, doch da ihr Herz noch keine andere Wahl getroffen, war sie mit ihm zum Altar gegangen. Sie wollte ihn pflegen und ihm zu Diensten sein nach bestem Wissen; sie hoffte ihrer alten kranken Mutter einen Beistand zu schaffen durch den reichen Schwiegersohn und Schutz zu finden an ihrem Manne, wenn ihre Mutter einst sterben sollte.

Aber nur zu bald bereute Margarethe den Schritt, den sie gethan. Das Wohlgefallen an seiner jungen hübschen Frau ging bei dem alternden Manne schnell in Gleichgültigkeit über. Der wüste Mensch konnte das ruhige Einerlei des häuslichen Lebens nicht ertragen, er wollte Abwechselung haben und griff im Wirthshause, in dem er die ganzen Tage verlebte, zum Spiel, das er immer geliebt hatte. An ordentlichen Erwerb war bei solchem Leben nicht zu denken. Das mitgebrachte Geld wurde verspielt, Schulden zu Schulden gehäuft, und nach ein paar Jahren sah sich Margarethe mit den beiden Kindern, die sie geboren hatte, aus dem Häuschen vertrieben, das den Gläubigern ihres Mannes zufiel. Still fügte sich die arme Frau in das Unabänderliche. Sie hatte Nie-

mand, dem sie ihre Leiden klagen konnte; die Mutter hatte der Gram über Margarethens Elend getödtet, und ihr Mann war ihr ein Fremder, dem sie nur mit Furcht sich nahte. Nur zu oft hatte sie es erfahren, daß jede Vorstellung, jede Bitte an dem harten Sinne ihres Mannes scheiterte, der weder ihrer, noch der Kinder gedachte und durch Genuß geistiger Getränke sich zu betäuben suchte, wenn ihm doch bisweilen das Gefühl des Unrechtes kam, das er beging.

Natürlich versank seitdem die kleine Wirthschaft trotz Margarethens Fleiß und Sorgfalt immer tiefer in Armuth. Was sie mühsam erwarb, vergeudete ihr Mann schnell, und drückende Noth wohnte in ihrer Hütte, drückende Noth sprach aus den bleichen Zügen der einst so blühenden Margarethe, die sorgenvoll auf ihre Kinder blickte, wenn sie des langen, nahen Winters gedachte. Doch diese hatten keine Ahnung des Elends, das sie umgab. Der fünfjährige Hans blies lustige Weisen auf einer Pfeife von Weidenrinde, während die kleine Marie fröhlich in der dunkeln Ecke umhersprang.

„Still da!" rief plötzlich der Alte dazwischen und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Kinder ängstlich zur Mutter flüchteten. „Nimm dem Jungen die Pfeife fort, und laß die Rangen das Maul halten."

Margarethe that, wie ihr geheißen wurde; aber nur

zu bald hatte der kindliche Frohsinn den Befehl vergessen, und das Scherzen und Springen begann auf's Neue, trotz der Winke der Mutter. Da fuhr der Vater mit erhobener Hand von der Bank empor, und Margarethe zog angstvoll die Kinder an sich, weil sie die rohe Wuth des trunkenen Mannes kannte und fürchtete.

„Nur nicht die Kinder!" rief sie flehend und schob den Mann auf seinen Sitz zurück.

„Ich wollte, der Teufel holte sie und Dich!" brummte Klaus. „Aber die Welt ist so lumpig geworden, daß der Teufel selbst Nichts mit ihr zu thun haben mag. Sonst, wenn man nur den Augenblick recht abzupassen wußte, hatte man ein sorgenfreies Leben, Geld und Gut vollauf, und der alte Satan war ein geduldiger Gläubiger. Das ist nun auch vorbei!"

„Um Jesu willen, Mann, sprich nicht so gottlos, und noch dazu in solchem Wetter!" bat Margarethe. „Es ist eine gräßliche Nacht, und jeder Mensch weiß es, daß der Böse umgeht, wenn es im Herbst und Winter donnert und blitzt, wie heute. Wenn er erschiene!"

„Laß ihn kommen!" hohnlachte Klaus und schauerte doch zusammen, als wieder ein heller Blitz durch das Fenster leuchtete und es in demselben Augenblicke an die Thür klopfte. Der Schiffer rief mit etwas unsicherer Stimme „Herein!" und ein großer Mann trat in die Stube. Er war mager, aber

wohlgewachsen, hatte eine dunkle Gesichtsfarbe und kleine, rabenschwarze Augen; sein schwarzes Haar und der starke Bart machten ihn noch dunkler aussehen. Auch seine Kleidung war ganz schwarz, als ob er Trauer trüge; aber er sah vornehm aus und mitten auf seiner Brust funkelte in dem Jabot ein blutrother Stein so hell und blendend, daß man unwillkürlich den Blick abwendete, und Margarethe nicht wußte, was ihr schreckhafter an dem Eintretenden erscheine: der Stein auf seiner Brust, oder des Fremden eben so unheimlich leuchtende Augen.

„Habt Ihr Obdach für einen Reisenden?" fragte der Fremde mit freundlicher, aber heiserer Stimme.

„Ja!" antwortete Klaus, „Obdach ist da, aber weiter Nichts, die Stube ist leer, wie Sie sehen."

„Thut Nichts! ich führe mit mir, was ich bedarf. Geht hinaus und laßt von meinen Dienern das Nöthige herbeischaffen. Mein Wagen steht vor der Thür, und ich wundere mich, daß Ihr weder die Ankunft desselben, noch das Klopfen meiner Leute gehört habt."

„Bei diesem Wetter, bei dem Brausen des Meeres —" wendete Margarethe ein.

„O! das Wetter ist schön. Ich liebe solche Nächte zum Reisen, und ich kehrte eigentlich nur aus Laune in Eurer Hütte ein, weil es mir vorkam, als ob mich eine Stimme riefe. Indeß bin ich auch wohl müde." Mit

diesen Worten ließ sich der Fremde auf die Bank nieder und befahl dem Schiffer nochmals, die Diener zu rufen.

Klaus ging hinaus und trat gleich darauf mit zwei Mohren in feuerfarbener Livree in die Stube, welche allerlei seltsames Geräth und Gepäck trugen. Scheu zog sich Margarethe vor ihnen zurück, denn sie hatte niemals solche schwarze Menschen gesehen, und die Kinder verbargen sich weinend hinter der Mutter; nur Klaus blieb ruhig, er war von seinen frühern Reisen an den Anblick gewöhnt.

Geschäftig gingen die schwarzen Diener hin und her, stellten Feldstühle auf, deckten ein schönes Tuch über den alten wurmstichigen Tisch, der in der Stube stand, setzten silberne Leuchter mit leuchtenden Kerzen darauf, und schickten sich auf einen Wink ihres Herrn an, ein Abendbrod zuzurichten, als sie bemerkten, daß kein Holz auf dem Heerde sei, um ein Feuer anzuzünden, und dies dem Herrn meldeten.

Da stand der Herr selbst auf, ging zu dem Heerde, fuhr mit der flachen Hand darüber hin, und plötzlich schlug knisternd eine helle Flamme empor, ohne daß Holz oder sonst etwas Brennbares dort vorhanden gewesen wäre. Es dauerte auch nicht lange, da stand der Tisch für fünf Personen gedeckt, mit köstlichen Speisen besetzt, und der Fremde forderte Klaus auf, mit Frau und Kindern an seiner Mahlzeit Theil zu nehmen.

Klaus ließ sich das nicht zwei Mal sagen, und auch die Kinder kamen herbei, gelockt von dem Geruch der ungekannten Leckerbissen.

„Kommt, meine Püppchen!" sagte der Fremde und setzte sie neben sich. „Kommt, nehmt was Euch gelüstet, und laßt es Euch schmecken."

Margarethe stand noch von fern. Ihr war die Verwandlung unheimlich, die plötzlich in ihrer Hütte vorgegangen war. Sie konnte kein Zutrauen zu dem Fremden fassen, sie fürchtete sich vor den Schwarzen und hätte es lieber gehabt, daß die Kinder auf ihrem Schooß an der trockenen Brodrinde genagt hätten, statt von dem vornehmen Manne mit Kuchen und Wein gespeist zu werden.

Aber Klaus und die Kinder wurden fröhlich und guter Dinge und ließen sich's wohl sein, während der Fremde gar nicht aß, sondern nur rothen Wein aus einer besonderen Flasche trank, und Klaus um sein früheres Leben befragte.

Der erzählte und sprach von dem lustigen Bootsmannsleben, von der jetzigen Noth, und wie schwer es ihm falle, Weib und Kind zu ernähren. Er klagte, daß die Kinder eine wahre Plage für den Armen wären, und daß er es gar oft bereut habe, nicht ledig geblieben zu sein. Als Margarethe diese Worte hörte, seufzte sie tief auf. Da wandte sich der Fremde, der ihrer über des Alten Erzählung

vergessen haben mochte, zu ihr, als er den Seufzer vernahm, und fragte: „Und machen Euch die Kinder denn wirklich solche Plage?"

„Plage? mir?" antwortete die junge Frau, und trat näher; „sie sind mein einziges Glück, und ich gräme mich nur, daß der Klaus sie nicht leiden kann. Mein Gott! die Kinder sind so hübsch, so gut und so klug! Alle Welt freut sich an ihnen, nur der eigene Vater nicht. Sie sollten nur hören, wie geschickt der Hans ist. Er bläst Alles nach, was der Leiermann spielt, und ist doch erst fünf Jahre alt. Und die kleine Marie, die gar erst drei Jahre ist, kann auch schon Alles singen."

„Ei! so macht mir doch Eure Künste vor, Ihr lieben Kleinen!" sagte der Fremde, und die Kinder, die schon ganz dreist geworden waren, ließen sich nicht lange bitten, ihr gewohntes Spiel zu treiben. Aufmerksam und überrascht hörte der Fremde zu, lobte die Kinder, als sie aufgehört hatten, gab ihnen noch mehr Naschwerk und Wein zu genießen, und hatte durch seine Güte für sie auch bald das Vertrauen der Mutter gewonnen. Sie setzte sich endlich am Tische nieder, genoß ein wenig von den Speisen, die man ihr reichte, und plauderte mit dem Fremden von ihren geliebten Kindern. Sie gestand, daß sie früher, als sie noch bei Mitteln gewesen, oft daran gedacht habe, den Hans dereinst zur Stadt in die Schule zu schicken, und ihn, wenn

Gott es gewollt hätte, wohl gar zum Prediger zu erziehen; nun sei das vorbei und es mache ihr Sorge, was aus dem Jungen werden solle. So ging es eine Weile fort, bis Margarethe bemerkte, daß die Kinder eingeschlafen waren, die von dem ungewohnten Weine getrunken und weit über die Schlafstunde gewacht hatten. Deshalb stand sie auf, um die Kinder fortzutragen und sie auf das ärmliche Lager in der Nebenkammer zu betten.

„Hört, Klaus!“ begann darauf der Fremde, als die Frau mit den Kindern hinausgegangen war, „hört, Klaus! Ihr thut mir leid und ich könnte Euch helfen. Ich möchte Euch eine hübsche Summe vorschießen; aber freilich, so lange Ihr die Kinder auf dem Halse habt, könnt Ihr immer nichts Rechtes anfangen. Doch auch dafür gäbe es Rath.“

„Was soll ich denn mit ihnen machen? Sie sind einmal da, und abnehmen wird sie mir kein Mensch; es hat Jeder an den Seinen genug!“ lachte Klaus wild, dem der Wein allmälig auch zu Kopfe stieg.

„Es kommt darauf an!“ entgegnete der Fremde. „Ich habe ein Paar hübsche Kinder verloren und Eure Kleinen gefallen mir. Ich bin ein Maestro del Arte und bin fern von hier in dem schönen Lande Italien zu Hause, bin reich und hochgeehrt. Wollt Ihr Eure Kinder mir überlassen, daß Ihr nie nach ihnen fragt, daß sie ganz

mein Eigenthum werden, so nehme ich sie mit mir, und Ihr könnt verlangen, was Ihr zum Ersatz für sie begehrt."

Klaus traute seinen Ohren nicht. Er sollte fordern, so viel er wollte, er sollte der Sorge für die Kinder ledig werden und vielleicht ein Leben führen, wie in dieser Stunde; das war mehr, als er gehofft hatte. Er verlangte eine Summe, die ihm ausreichend schien, davon sein Leben hindurch in Freude und Ueppigkeit zu schwelgen; und als Margarethe zurückkehrte, hielt der Fremde die Hand hin, Klaus schlug ein und rief: „Topp! der Handel gilt, so wahr es draußen auf dem Kirchthurme zwölf Uhr schlägt!"

„Zwölf Uhr?" fragte der Frrmde, „da wird's bald Zeit an die Weiterreise zu denken. Darum Klaus! unterzeichnet schnell hier diesen Kaufkontrakt, und Ihr, liebe Frau, holt mir die Kinder, daß ich mich des neugewonnenen Besitzes versichere."

„Die Kinder schlafen, gnädiger Herr!" wandte Margarethe ein, die kein Wort von dem verstand, was sie hörte.

„So führt mich an ihr Lager!" befahl der Maestro, und Margarethe that bestürzt, wie er es verlangte. Mit brennenden Kerzen in den Händen folgten ihnen die Mohren.

Als sie in die Kammer kamen, beugte sich der Maestro

seltsam lächelnd zu den Kleinen hernieder, enthüllte ihre Brust und fuhr, ehe die Mutter es gewahr wurde oder es verhindern konnte, mit einem kleinen Messer über die Brust des Knaben, die er blutig aufritzte und dann mit einer Salbe überstrich, welche der Diener ihm präsentirte. Ein Blitz flog gerade durch die Fenster, dem ein furchtbarer Donner folgte, aber die Kinder schliefen ruhig fort, der Genuß des Weines mußte sie wohl betäubt haben.

Darauf wollte der Maestro sich eben der kleinen Marie mit seinem Messerchen nahen, als die Mutter ihm in den Arm fiel und erklärte, sie werde es nun und nimmermehr zugeben, daß auch das andere Kind so gezeichnet werde.

„Der Schreck allein," sagte sie, „hat mich starr gemacht, daß ich Euch willfahren mußte. Was soll das blutige Zeichen auf der Brust des armen Hans? Was bedeutet es? Was habt Ihr mit meinen Kindern vor?"

„Die Kinder sind mein!" antwortete der Maestro. „Ich habe sie erkauft mit sieben Säcken Goldes, die Ihr in der Stube finden werdet; und ich habe nichts Böses mit ihnen vor. Eine Lyra habe ich dem Knaben auf die Brust geätzt und will so auch dem Mädchen thun, denn ich weihe die Kinder der Musik, und werde sie berühmt machen in der Welt."

Vergebens waren Margarethens Bitten und Thränen, Klaus hielt sie mit starkem Arme fest. Auch der kleinen

Marie ward die Lyra auf die Brust geätzt, dann wickelten die Mohren beide Kinder in kostbare Pelze und trugen sie in den draußen harrenden Wagen, wohin der Maestro ihnen folgte. Margarethe aber fiel besinnungslos zu Boden.

Am anderen Morgen, als die Kinder erwachten, befanden sie sich schon weit von der väterlichen Hütte, in einer großen, volkreichen Stadt. Sie fragten nach der Mutter und verlangten weinend nach ihr, aber der Maestro wich ihren Fragen aus und gab ihnen Spielzeug, wie sie es nie gesehen, und schöne Kleider, wie sie deren nie gehabt hatten. Sie wohnten in einem großen Hause, sahen hinab in das bunte, geräuschvolle Treiben einer großen Stadt und vergaßen bald die Sehnsucht nach der Mutter über all' das Neue, das ihnen hier begegnete. So blieb es viele Tage. Dann fuhren sie weiter und immer weiter und gelangten endlich nach Italien in die Vaterstadt ihres neuen Vaters, denn so mußten sie den Maestro nennen, der gar zornig wurde, wenn sie ihrer guten Mutter oder des alten, strengen Vaters in seiner Gegenwart gedachten.

Als sie nun in der neuen Heimath waren, begann ein ganz anderes Leben. Das Haus des Maestro war groß und düster, und außer den beiden Mohren und einer alten

Haushälterin, die Fulvia hieß, betrat Niemand seine Schwelle. Schon am ersten Abend setzte der Maestro sich an ein Klavier, und spielte lange Zeit und mancherlei Weisen darauf. Neugierig betrachteten die Kinder den Kasten, aus dem so herrliche Töne erklangen, und die tollen Fingersprünge des Maestro. Endlich brach der Knabe, nachdem er lange in sprachloser Wonne den neuen Klängen gelauscht, in die Frage aus: wie der Maestro das mache? was das für ein Leierkasten sei?

Der Maestro sagte ihm, das sei kein Leierkasten, sondern ein Klavier, und Giovanni, so nannte man den kleinen Hans jetzt, möge versuchen, ob er es nachmachen könne, auf demselben zu spielen. Mehr verlangte der Knabe nicht, und kaum verließ der Maestro das Zimmer, so stellte Giovanni sich vor das Instrument und probirte immerfort, bis es ihm gelang, auch hier, wie sonst auf seiner Weidenflöte, das Gehörte wiederzugeben.

Wie der Maestro das bemerkte, nahm er den Knaben, lehrte ihn die Noten kennen und Tonleitern spielen, und befahl ihm, täglich zu bestimmter Stunde diese Uebungen zu machen und nicht eher damit aufzuhören, bis er selbst ihn davon abrufen würde. Giovanni gehorchte. Täglich setzte er sich mit Lust an die Arbeit, aber eine Stunde verging oft nach der andern, die kleinen Hände fingen dem Kinde an weh zu thun, und der Maestro kam nicht, ihn

abzuholen. Das Schwesterchen durfte nie im Zimmer bleiben; oft brach die Dunkelheit herein, und dem Knaben ward dann so bange, daß helle Thränen über seine Wangen liefen und die lebhafteste Sehnsucht in ihm erwachte. Matt und traurig saß er fast immer da, wenn der Maestro kam und ihn abrief, um ihn an die wohlbesetzte Tafel zu führen, an der auch Marie ihrer wartete. Gewöhnlich sprach der Maestro, der in der Heimath noch viel düsterer und sehr schweigsam geworden war, keine Sylbe während der Mahlzeiten. Die Mohren verrichteten still ihren Dienst, die alte Haushälterin schnitt den Kindern ihre Portionen vor, und sie bekamen, so oft sie wollten, von dem feurigen Wein zu trinken. Dann, wenn man von der Mahlzeit aufgestanden war, ging man in das finstere Nebenzimmer, und hier setzte sich der Maestro an den Kamin, in dem, wie einst in der Hütte am Meere, auf seinen bloßen Wink ein helles Feuer aufloderte. Dort schob die alte Fulvia den Kindern einen Schemel zurecht und hieß sie darauf niedersitzen und schweigen, um den Herrn nicht in seinen Gedanken zu stören.

Marie, die täglich nur eine kurze Zeit am Klavier zuzubringen brauchte, lief die übrige Zeit mit der guten Haushälterin, die ihr bald von Herzen zugethan war, durch Küche und Keller, lernte von ihr mancherlei nützliche Arbeit verrichten, ließ sich schöne Mährchen von

frommen Kindern und guten Engeln erzählen, und gedieh fröhlich und blühend in kindlicher Unschuld. Der Maestro, der es gleich gewahr worden, daß Mariens Anlagen denen ihres Bruders nicht im entferntesten zu vergleichen waren, kümmerte sich außer den Uebungsstunden nur wenig um sie, und schien es nicht zu beachten, daß sie fast jeden Abend einschlief und von Fulvia fortgeführt wurde, wenn die Abendstunde am Kamine kaum begonnen hatte. Sie war dann müde vom Laufen und Springen, das ihr Fulvia am Tage verstattete, und schlief ruhig bis zum Morgen, von Engeln und Heiligen träumend.

So glücklich war Giovanni nicht. Wenn er fast Tag über allein am Klavier saß, suchte sein reger Geist nach Nahrung, seine Phantasie bevölkerte die Einsamkeit mit tausendfachen Gestalten, und wenn die Schauerstunde am Kamin sich nahte, schlug sein Herz in angstvollen Schlägen. Der Maestro, den er fürchtete, saß ihm stumm gegenüber, blickte bald den Knaben, bald das Feuer an, und wie dieses bei jedem Blick des Maestro heller aufknisterte, so traten in der Seele des Knaben immer wilder verworrene Gestalten hervor, so oft jener ihn mit den kleinen stechenden Augen ansah.

Was aber dem Knaben besonders entsetzlich schien, das war ein großer schwarzer Kater, der Liebling des Maestro, den derselbe Abends immer auf den Knieen hielt, und dem

helle Funken entsprühten, sobald der Herr nur streichelnd sein Fell berührte. Oft, wenn Giovanni im Laufe des Tages besonders fleißig gewesen war, oft brach dann nach langer Stille der Maestro das Schweigen, und erzählte dem Schüler Märchen, bei denen das Haar des Knaben sich vor Entsetzen in die Höhe sträubte, und wieder trat dann tiefes Schweigen ein, aber die Seele des Knaben arbeitete rüstig fort.

Kein Mensch kann die Qualen nachempfinden, die dabei in Giovanni tobten. Er sah die Schreckgespenster, von denen der Maestro wie von lieben Freunden erzählt hatte, an den Wänden auf und niedersteigen, sie näherten sich ihm, griffen nach ihm und drohten ihn zu erdrücken. Dann hätte er aufschreien mögen vor Todesangst, aber ihm war zu schweigen befohlen und er wußte, wie hart jede Uebertretung der Befehle gestraft wurde. So litt er schweigend fort, bis der Maestro sich erhob und den Knaben selbst zu Bett geleitete, wo seine absichtlich erregte Phantasie ihn immer noch lange wach erhielt.

Tage reihten sich an Tage, und Monate an Monate in immer gleicher Weise. Die Zeit, welche Giovanni übend am Klavier zubringen mußte, stieg je länger je mehr, und der Maestro schien entzückt über die Fortschritte seines Schülers. Giovanni selbst spielte gar gern jene süßen Weisen, die vor seiner Seele schwebten, wenn er

der fernen Mutter gedachte. Dann versuchte er es, ihre Stimme und das Brausen des Meeres nachzuahmen, das wie ein zauberisches Wiegenlied aus der Vergangenheit zu ihm herüberklang. Kam aber der Maestro dazu und hörte die Töne, so verwies er dem Knaben das thörichte Treiben, befahl ihm, fleißig seine Passagen und Etüden zu üben, und schilderte in den glänzendsten Farben die Freuden und das Glück, das Giovanni genießen würde, wenn er durch fleißiges Studium einst ein Meister in der Musik geworden sein würde.

So war Giovanni zwölf Jahre alt geworden und Marie stand im zehnten Jahre. Auch sie hatte der Maestro in der Musik unterwiesen, auch sie hatte täglich viele Stunden übend zugebracht und eine gewisse Fertigkeit erlangt. Aber es war ihr nur eine lästige mechanische Beschäftigung geblieben, an der ihr Geist keinen Theil hatte, und der sie sich entzog, sobald sie konnte.

Dem Giovanni hingegen war Musik das Element, in dem seine Seele lebte; sie war seine eigentliche Sprache, und jeder Ton, der sein Ohr berührte, regte eine Welt von unklaren Ahnungen in ihm an, deren Gewalt er fast erlag. Er war groß über seine Jahre, und sein langes dunkles Haar, das in natürlichen Locken herabfiel, gab den bleichen, aber regelmäßig schönen Zügen des Knaben eine seltene Bedeutsamkeit. Giovanni war mit einem feurigen

Geiste und mit dem regsten Gefühle geboren. Die unaufhörliche Beschäftigung mit der Kunst, die seine Nerven erregte, das einsame Leben in dem unheimlichen Hause und die furchtbaren Märchen des Maestro, das Alles hatte ihn noch empfindlicher gemacht und seine Phantasie geweckt und überreizt. Das war es aber gerade, was der Maestro beabsichtigt hatte, und mit Freuden sah er, wie Giovanni erbebte und zugleich vor Wonne leuchtete bei der Nachricht, daß er und Marie an einem der nächsten Abende in den Sälen des Marchese San Severino erscheinen und dort spielen sollten.

Der Marchese war ein Kenner der Kunst, ein Beschützer der Künstler, und der Maestro hatte es erlangt, daß seine Kinder, denn dafür galten Giovanni und Marie jetzt allgemein, dort zuerst Proben ihres Talentes ablegen durften, ehe sie dem großem Publikum vorgestellt wurden. Die beiden Tage, welche dem wichtigen Ereignisse vorangingen, mußte Giovanni fast ganz am Klaviere zubringen, und todtmüde und erschöpft legte er, als der Abend herankam, seine neue Kleidung an und stieg mit dem Maestro und Marie in den Wagen, der ihn in die Wohnung des Marchese führen sollte.

Eine große Versammlung erwartete die Kinder dort. Helle Girandolen strahlten ihr Licht von den Marmorwänden wider, schöne Frauen im glänzendsten Schmucke

saßen im Kreise umher, und ganz betäubt von der ungewohnten Umgebung setzte sich Giovanni an das Instrument.

Gleich die erste Piece, die er spielte, rief stürmischen Beifall hervor, der in der Seele des Knaben ein ungekanntes, belebendes Gefühl erweckte. Man verlangte dringend ihn gleich noch ein Mal zu hören, und die Furcht vor dem Maestro und die ganze Versammlung vergessend, berauscht von dem Glanze, der ihn umgab, von dem Beifall der Zuhörer begeistert, berührte der Knabe abermals die Tasten und strömte in freien Phantasien die Gefühle aus, die ihn bewegten. Da kannte der Enthusiasmus der Versammlung keine Grenzen. Man pries den Vater glücklich, diesen Sohn zu besitzen; man weissagte dem Knaben die glänzendste Zukunft; die schönsten Frauen küßten die Augen und den Mund des Knaben, der glühend dem Zimmer enteilte und hinaus flüchtete in den Garten, als der Maestro nun auch Marie an das Instrument rief.

Eine Weile ging Giovanni in der warmen Sommernacht umher. Wenig nur war er in das Freie gekommen, seit er die Heimath am Meeresstrande verlassen, wo er vom Morgen bis zum Abend unter Gottes freiem Himmel gelebt. Wohl hatte der Maestro oder die alte Fulvia die Kinder zuweilen hinausgeführt auf die Straße, aber man hatte sie ängstlich bewacht, daß sie nicht Schaden nähmen, und nach kurzer Zeit sie zurückgeführt in das enge Haus,

welches Giovanni dann immer wie ein Kerker erschienen war.

Wie sehnsüchtig hatte er oft aus seinem Fenster emporgeblickt zu dem leuchtenden Sternenhimmel, wie durstig den duftigen Hauch des Abendwindes eingesogen, der süße, fremde Gerüche zu ihm herüber führte. Jetzt war er endlich in der schönen Natur allein, und weinend vor Glück und Freude warf er sich auf eine Rasenbank nieder und drückte das brennende Gesicht in das thaubefeuchtete Gras.

Da fühlte er sich leise von zwei kleinen Händchen berührt, und eine kindlich süße Mädchenstimme fragte: „Warum weinst Du, schöner Giovanni?"

„Ich weine nicht, ich freue mich nur, weil es hier gar so schön ist," antwortete der Knabe, während doch helle Thränen aus seinen Augen fielen.

„So bleibe hier," bat das Mädchen. „Bleibe bei mir, Giovanni; die Rasenbank ist mein und all' die Blumen sind mein und ich will Dir Alles geben, wenn es Dir gefällt."

„Wer bist Du?" fragte Giovanni und ergriff des Mädchens Hände.

„Ich bin Cornelia und der Marchese ist mein Vater. Weißt Du das nicht? Mein Vater wird Dich auch lieb haben, wenn ich ihn bitte; also bleibe nur bei uns."

Und Giovanni versprach es. Er erzählte dem kleinen Mädchen von dem traurigen Leben in dem Hause seines Vaters, von der guten alten Fulvia, bei der er fast niemals bleiben dürfe. Er klagte über den garstigen Kater und die häßlichen Mohren; er sagte, wie er gar so einsam sei und viel lieber hinaus möchte, mit andern Knaben zu spielen im Freien, statt am Kamine die schreckhaften Märchen des Maestro zu hören. Und Cornelia, um ihn zu trösten, schloß ihn, vor ihm niedergekniet, in ihre Arme und drückte zärtlich ihren Mund auf seine bleichen Lippen. — Plötzlich leuchteten Fackeln durch die Nacht und die Gesellschaft stand vor der kindlichen Gruppe.

„Bei Gott!" rief der Marchese lachend, „Cornelia ist meine rechte Tochter! Sehen Sie, meine Freunde, wie sie die Kunst in dem jungen Künstler anbetet. Ich hätte das dem achtjährigen Kinde nicht zugetraut."

Die Andern stimmten in das Lachen ein, man neckte Cornelia damit, daß nach Jahren mancher Nobile den kleinen Giovanni um diesen Augenblick beneiden werde, und beschämt, sie wußten nicht weshalb, trennten sich die Kinder und schlichen davon.

Wie mit einem Zauberschlage drang jetzt die Nachricht von den Wunderkindern des Maestro durch Italien. Schon

nach wenigen Tagen traten sie auf dem größten Theater der Stadt auf, und erregten auch hier die größte Bewunderung. In jeder Zeitung erscholl das Lob von Giovanni's und Maria's seltenem Talent; denn der Enthusiasmus für den Knaben war so groß, daß er die Leute auch für Maria's mittelmäßige Leistungen bestach. Alle Welt sprach von den Wunderkindern, die von der Natur gleichsam für die Kunst prädestinirt worden, da Beide mit dem Zeichen der Lyra auf der Brust geboren waren; überall wollte man sie sehen und hören.

Das machte den zweiten Abschnitt in dem Leben der Geschwister. Von jetzt ab zog der Maestro mit ihnen von Stadt zu Stadt; wie im Fluge wurden die schönsten Gegenden Italiens durcheilt. An jedem größeren Orte wurde ein Instrument aufgestellt, und Tag über mußten die Kinder üben, bis sie am Abend irgend einer glänzenden Versammlung vorgeführt und mit Beifall überschüttet wurden. Der Maestro häufte Schätze auf, aber für diejenigen, die diese Schätze erwarben, erwuchs keine Freude daraus.

Giovanni's scharfem Auge konnte es, als er heranwuchs, nicht verborgen bleiben, daß andere Knaben seines Alters Kenntnisse besaßen, die ihm fehlten, daß sie Vergnügungen kannten, die man ihm vorenthielt. Er verlangte die wachsende Körperkraft zu üben, den Strom zu

durchschneiden mit seinen Armen, die Gipfel der Bäume zu erklimmen und in tüchtiger Uebung den Drang nach Bewegung auszutoben, den er in sich fühlte. Davon aber wollte der Maestro Nichts wissen. Die kleinste Verletzung eines Fingers, die kein Anderer beachtet hätte, wurde für Giovanni gefürchtet, weil sie ihn abhalten konnte, sich hören zu lassen, und der Maestro betrachtete ihn wie ein Kapital, das er ängstlich hütete, um damit zu wuchern. Auch die ernsteren Studien, die Giovanni machen wollte und so oft er nur Anleitung fand, wirklich machte, waren dem Maestro nicht lieb. Sie hielten Giovanni von den Klavierübungen zurück und entwickelten den Verstand auf Kosten der Phantasie, die der Maestro mit zu den Eigenschaften zählte, aus denen er den größten Vortheil zog. Geschickt wandte er deshalb Alles an, diese gefährliche Göttergabe zu nähren und zu erhalten, und nur zu bald hatte er durch seine Erzählungen die Sinne des Knaben erregt und die Unschuld seines Geistes zerstört.

Je länger dieses Treiben dauerte, je mehr Giovanni heranwuchs, je qualvoller schien ihm das Leben, das er führen mußte. Er war es müde, von jedem Neugierigen die Wunderlyra auf seiner Brust betrachten zu lassen; er erinnerte sich deutlich des Abends, an dem man ihn von seiner Mutter fortgerissen, er glaubte zu wissen, daß man ihm damals die Lyra auf die Brust geätzt, denn er er-

innerte sich, daß er sie einst als etwas Fremdes an sich betrachtet hatte. Aber von seiner Mutter sollte er nicht sprechen, und schweigen mußte er zu dem Betrug, den der Maestro mit der angeborenen Kunstweihe der Kinder verübte. Er liebte die Kunst, doch die Weise, in der er sie ausüben mußte, war ihm verhaßt. Kaum sechszehn Jahre alt, hatte er halb Europa durchreist, und kannte doch Nichts von der Welt, als die Zimmer einiger Kunstliebhaber, die Concertsäle und die Theater, in denen er gespielt hatte.

Oft sehnte er sich in das Leben hinaus und in die kältere Heimath, wenn sein junges Blut wild durch die Adern zu rollen begann und der Maestro ihn an die kleine Cornelia erinnerte, die ihn einst in ihre Arme geschlossen. Wie eine Himmelserscheinung hatte sie damals in sein Leben geleuchtet und die erste unverstandene Liebesahnung in der Seele des jungen Künstlers geweckt. Zu seinen Eltern wollte er fliehen oder zu ihr; und allmächtig erwachte in ihm der Wunsch, sich zu befreien.

Mit dem Muthe eines Mannes trat er vor den Maestro und erklärte ihm, wie er das ganze Lügengewebe zerreißen, es aufdecken werde, daß er nicht der Sohn des Maestro, nicht mit der Lyra geweiht, nicht mit ihr geboren sei, und daß er fort wolle zu der Heimath seiner lieben Eltern.

Da flammte der Zorn des Maestro empor, doch er bezwang ihn und sprach mit höhnender Freundlichkeit: „Gemach, gemach, mein Söhnchen! Weißt Du denn auch, daß Deine zärtlichen Eltern Dich und Marie verkauft, daß sie Euch um sieben Säcke Goldes für ewig zu meinem Eigenthum gegeben haben?"

Giovanni erbebte, aber sein Muth verließ ihn nicht. „So werde ich durch meine Kunst die Mittel mir erwerben, mich und Marie loszukaufen von Eurer Tyrannei," sagte er fest.

„Deine Kunst? Mein Söhnchen, die Kunst ist mein, weil ich sie Dich lehrte. Deinen Körper hat man mir verkauft, sieh selbst hier den Contract, den Dein Vater unterzeichnet — und was Du jetzt bist, das ist mein Werk, und darum bist Du mein. Auch wird Dir Niemand glauben, daß Du nicht mein Sohn bist; denn noch in diesem Moment verbrenne ich den Contract, den einzigen Beweis des Gegentheils. Und Marie wird Dir nicht folgen; sie ist zufrieden mit ihrem Geschick und hat die Eltern vergessen, weil Fulvia ihr Mutter ist."

„So führt mich wenigstens in die Heimath, laßt mich nur einmal die theure Mutter umarmen," flehte der Jüngling.

„Deine Mutter starb aus Gram über Eure Entfernung; Dein Vater hat sich selbst den Tod geholt, Dank

dem fröhlichen Leben, das die sieben Säcke Goldes ihm bereiteten; Du wirst also schon ferner bei mir bleiben müssen, denn Deine Heimath ist weit von hier und ich bin Dein Herr und Deine Welt."

Giovanni starrte vor sich nieder. Ein tiefer Schmerz zuckte durch seine Brust. Es war, wie der Maestro gesagt. Seine Eltern waren todt und er war verkauft, das Eigenthum, der Sklave eines Andern. Dieser Gedanke drückte ihn fast zu Boden und verleidete ihm Alles, besonders die Ausübung der Kunst, weil der Maestro sie ihn gelehrt, den er haßte.

Weder die Vorstellungen, noch die Drohungen desselben konnten ihn nun bewegen, seine musikalischen Studien fortzusetzen, sich vor dem Publikum hören zu lassen, und der Maestro mußte sich begnügen, Maria zu produciren. Freilich war sie im Vergleich zu Giovanni nur eine mittelmäßige Künstlerin, aber ihre jugendlich erblühende Schönheit, die Naivetät, mit der sie die Galanterien der jungen Männer aufnahm, und die sichtliche Freude, mit der sie der Beifall der Menge erfüllte, sicherte ihr diesen ein für alle Mal. Wenn sie in dem neuen Putz, den ihr Fulvia sorgfältig bereitete, vor dem sie begrüßenden Publikum erschien, war sie ein Bild der vollsten Zufriedenheit und Freude.

Auch war sie es, die der Maestro fast täglich absen-

dete, um Giovanni's Starrsinn, wie er es nannte, zu überwinden. Aber vergebens. Der Jüngling blieb bei dem Gedanken, er sei ein gekaufter Sklave, und ein solcher sei nicht würdig, die freie Kunst zu üben, selbst wenn er sie leidenschaftlich liebe.

Da beschloß der Maestro einen anderen Weg einzuschlagen. Er ließ Giovanni zu sich rufen und sprach also zu ihm: „Du weißt, Giovanni, daß Du mein bist, und doch gelüstet Dich noch nach Freiheit, so sollst Du frei sein von heute ab. Was Du erwirbst, soll Dein sein; was Dich lockt, das sollst Du genießen, gehen und kommen sollst Du, wie Du willst; nur der Kunst mußt Du treu bleiben und mir Dein Leben lang. Das schwöre mir, und ich will statt Deines Herrn Dein Sklave sein und Dich nach einigen Jahren auch nach der Heimath begleiten, wenn Du es dann noch willst."

Giovanni traute seinen Sinnen nicht, aber der Maestro wiederholte den Vorschlag nochmals und forderte Giovanni auf, den Eid zu leisten oder lieber ein Schreiben zu unterzeichnen, das er ihm zu dem Zwecke vorhielt. Giovanni durchflog es und es enthielt Nichts, als was der Maestro gesagt hatte. Freudig eilte der Jüngling, seine Unterschrift zu machen, der Maestro aber sagte: „Gilt es Dir gleich, mein Freund, so ritze ich Dir den Finger und Du unterzeichnest mit Deinem Blute."

Giovanni sah ihn betroffen an, aber Jener wußte einen Scherz daraus zu machen und stand von dem Verlangten ab. Er begnügte sich mit der gewöhnlichen Unterschrift. Der Vertrag ward geschlossen, und um sich von der Wahrheit desselben zu überzeugen, verlangte Giovanni, noch heute den Ort zu verlassen, an dem sie lebten.

„Und wohin willst Du gehen?" fragte der Maestro.

„Nach Italien zurück."

„Cornelia ist im Kloster, wie ich zufällig weiß, um ihre Erziehung zu vollenden," warf der Maestro hin, und lockte damit eine glühende Röthe auf seines Schülers Wangen hervor, der sich abwendete und befangen sagte: „So möchte ich nach Paris."

Im Moment befahl der Maestro zu packen, und noch an demselben Tage waren sie auf dem Wege nach Frankreichs Hauptstadt. Dort wollte der Jüngling sich seiner neuen Freiheit bewußt, dort mußte seinem erwachten Ehrgeiz neue Nahrung werden.

Kaum in Paris angelangt, ward Giovanni der Held des Tages. Man strömte herbei, um ihn zu hören, die ersten Zirkel rangen nach der Gunst, ihn zu besitzen, und die schönsten Frauen erstrebten die Liebe des genialen Jünglings. Da fing das Bild der Heimath und der

todten Mutter zu verbleichen an, und auch die Erinnerung an die kleine Cornelia kam seltener und immer farbloser in seinen Sinn.

Giovanni fühlte sich frei, er glaubte sich auf der Höhe des Lebens. Ruhm, Ehre und Reichthum krönten seine schöne Stirn, die Liebe kam ihm auf allen Wegen entgegen und er stürzte sich glühend in das Meer von Genuß. Das sah der Maestro mit sichtlichem Vergnügen. Er spielte fast den Diener des Jünglings, so oft es dessen bedurfte, und wußte jede Schwierigkeit zu heben, die sich zwischen Giovanni und dessen Wünsche stellte. Gab es irgend einen Genuß, den Giovanni nicht kannte, so war es der Maestro, der ihn darauf hinwies und ihn antrieb, nur an sich zu denken, ohne Rücksicht auf Gott und Menschen, die Giovanni in solcher Schule bald vergessen und gering schätzen lernte. Er hatte den Glauben an Gott längst verloren, und die einzige Gottheit, die er verehrte, war die Kunst.

So gingen einige Jahre im wilden Rausche dahin. Das Publikum, das seine Vorliebe für den genialen Künstler, für den excentrischen Jüngling fast bis zur Anbetung trieb, verlangte immer auf's Neue ihn zu hören.

Und wieder einmal hatte sich ein glänzender Kreis um ihn versammelt. Man harrte des jungen Künstlers, der freudig und sieggewohnt eintrat und sich unter dem lauten

Beifallklatschen der Menge an dem Instrumente niederließ. Eine freie Phantasie sollte das Publikum entzücken.

Und Giovanni gedachte des schönen Mädchens, das er liebte; wie von Geistern belebt flogen seine Finger über die Tasten. Athemlos hörte die Menge ihm zu. Süßes Liebesgeflüster und leidenschaftliche Sehnsucht klangen aus den Tönen. Da, mitten in dem Rausche der wogenden Töne, mitten in den bacchantischen Klängen, die er hervorrief, war es ihm plötzlich, als ob eine unsichtbare Gewalt seine Hände leite, und unwillkürlich spielten seine Finger ein einfaches Lied, wie die Schiffer es an den nordischen Gestaden zu singen pflegen. Giovanni hielt überrascht inne. Die plötzliche Pause wirkte wunderbar auf seine Zuhörer. Ihm war, als kenne er den Ton, als habe er das Lied gehört. Er fühlte sich verwirrt, er wollte zurückkehren zu der früheren Gedankenreihe, aber wieder und immer wieder klang jene einfache Melodie an sein Ohr. Und nochmals hielt er inne, Thränen perlten in seinen Augen, er hatte, ohne es zu wollen, das Lied wieder gefunden, mit dem die Mutter ihn in den Schlaf zu singen pflegte, in der kleinen Hütte am Meere. Er hatte ihrer lange nicht gedacht. Jetzt stand sie verklärt an seiner Seite, sie selbst hatte ihm das Lied gesungen. Flüsternd bat sie den Sohn, ihrer zu gedenken, sie beschwor ihn, abzulassen von dem Pfade, den er betreten. Sie

sprach ihm von den fröhlichen Spielen seiner schuldlosen Kindheit, und immer wilder wurden die Töne unter seinen Händen. Er hörte wieder das Brausen des Wassers, er griff nach dem flüchtigen Schaume der Wellen, die Unendlichkeit des Meeres bewegte sich vor seinen Augen, er blickte aufwärts vom Meere zu dem Sternenhimmel und laut rief es in seiner Seele: Es lebt ein Gott, wir leben jenseits der Sterne! — Und seine Mutter faltete fromm die Hände und legte sie wie segnend auf das Haupt ihres Sohnes.

Wahre Himmelsmelodien klangen aus den Saiten, kein fremder Laut unterbrach die wundervollen Töne. Die Versammlung, die ganze Gegenwart war vor Giovanni versunken; er war selig im Anschauen der geliebten Mutter. Er wollte noch einmal zu ihr emporsehen — doch wehe!

Der Maestro hatte sich seinem Stuhle genähert und flüsterte leise in Giovanni's Ohr: „Die schöne Rosa hat Dich zu sich laden lassen, und wenn Du von ihr kommst, erwartet man Dich zum Spiele bei Frascati."

Eine grelle Dissonanz zerriß die süßen Töne, die Mutter und die schuldlose Jugend verschwanden vor seinen Blicken. Ruhm und Genuß winkten ihm lockend, er sah Haufen Gold durch die Hände der Spieler gleiten, die Liebe bot ihm blühende Kränze, der Becher des Lebens

schäumte vor seinen Lippen — da mußte freilich die Kindheitserinnerung erbleichen. Wild wogend rauschten die Töne noch einmal empor, ein leidenschaftlicher Schluß krönte den Vortrag. Giovanni sank erschöpft in den Stuhl zurück und das Auditorium erklärte ihn für den ersten Musiker der Welt.

Als Giovanni tief in der Nacht von dem wilden Gelage heimkehrte, das der Zusammenkunft mit Rosa und dem Spiele bei Frascati gefolgt war, fand er, gegen die Gewohnheit, noch reges Leben im Hause.

„Was geht hier vor?“ fragte er einen der Mohren.

„Eure Schwester, Signor, ist verunglückt, sie hat die Hand gebrochen,“ antwortete dieser.

Giovanni eilte auf Maria's Zimmer. Sie lag bleich in den Kissen ihres Lagers, ihre stete Begleiterin, die treue Fulvia, und der Maestro gingen geschäftig umher, dies und jenes anzuordnen, und der Letztere vor Allen schien besorgt. Da erspähte Maria einen Augenblick, in dem sie unbemerkt war, und bat den Bruder, die Nacht mit Fulvia bei ihr zu wachen, denn sie habe ihnen Wichtiges anzuvertrauen. Es geschah, wie sie es verlangte, und nachdem der Maestro sich entfernt hatte, hob sie also an:

„Fulvia weiß es schon lange, und Dir, mein Bruder, will ich es jetzt gestehen, daß ich seit langer Zeit die tiefste Neigung für den jungen Advokaten hege, der früher in unserm Hause wohnte und jetzt seinem Berufe nach einer Stadt des Südens gefolgt ist. Er verlangte von mir, als einen Beweis meiner Liebe, daß ich nicht mehr mich öffentlich hören lasse, bis er komme, meine Hand von dem Maestro zu fordern. Fulvia war es, die alle möglichen Versuche machte, von dem Maestro die Erlaubniß dazu zu erlangen, aber es war vergebens. Da fragte ich Dich eines Tages scherzend, was der Maestro wohl dazu sagen würde, wenn ich darauf bestände, die Frau eines Mannes zu werden, den ich liebte. Das sind unnütze Grillen, sagtest Du mir, der Marstro wird Dich niemals von sich lassen, denke daran nicht. — Der Ausspruch nahm mir den Muth, Dir mein Geheimniß zu vertrauen, und ich betete nur täglich, daß Gott den Sinn des Maestro zu meinen Gunsten lenken möge.

„So that ich auch heute, während Du im Salon des Grafen B.... spieltest. Ich hatte in der nahen Kirche die Messe gehört und betete zur Madonna, sie möge den Geliebten beschützen und mich bald in seine Arme führen. Als ich nun knieend zu der Gottesmutter emporblickte, sah ich statt ihrer eine schöne junge Frau. Die neigte sich zu mir herab und sprach: Maria! ich bin Deine Mutter.

Den Giovanni kann ich nicht erretten aus der Macht des Bösen, denn sein Sinn ist gefangen in den Netzen der Welt und ihm fehlt der Glaube. Dich aber will ich erlösen und Dir soll geschehen, wie Du begehrst. Gehe heute nicht den gewohnten Weg, wenn Du die Kirche verläßt, sondern kehre durch die kleine Hinterthür, über die alte verfallene Treppe heim und vertraue auf Gottes Schutz. Dann breitete sie segnend ihre Hände über mich aus und verschwand.

„Noch ganz verwirrt und geblendet von der süßen Erscheinung, that ich, wie sie mir geboten; und kaum stand ich auf der Treppe, als die Stufen unter mir zu wanken schienen. Es mochte wohl Täuschung sein, denn Fulvia ward es nicht gewahr. Mir aber schwindelte, angstvoll klammerte ich mich mit beiden Händen an das Eisengitter und wollte mich daran halten; die Kraft verließ mich, ich fiel hinab und mir schwanden die Sinne. Fulvia hat mich nach Hause bringen und den Arzt rufen lassen. Er hat erklärt, daß ich die Hand sehr schlimm gebrochen hätte und nie wieder im Stande sein würde, das Klavier zu spielen."

„Unglückliches Mädchen!" rief Giovanni, der diesen Gedanken nicht ertragen konnte.

„Nicht doch!" antwortete Maria. „Ich leide wohl sehr, Giovanni, aber ich brauche mich doch nicht mehr hören zu

lassen, was mein Geliebter nicht will. Die Erscheinung hat mir ja Schutz und Glück verheißen, und ich weiß, ich werde gesund und die Gattin meines Alfred werden. Was soll ich dem Maestro, wenn ich nicht mehr Klavier zu spielen vermag? Er wird froh sein, sich meiner zu entledigen und mich ziehen lassen mit dem Geliebten. Diese Gewißheit lindert meine Schmerzen."

Und so geschah es. Sie genas bald; aber alle Mittel, die der Maestro anwendete, waren nicht im Stande, ihrer Hand die frühere Gelenkigkeit wiederzugeben. Da, als der junge Advokat zurückkehrte und um Maria bei dem vermeinten Vater warb, gab er fluchend seine Einwilligung zu ihrer Verbindung. Bald darauf zogen die Glücklichen davon, und Maria, durch Liebe und Glauben aus der Knechtschaft des Maestro erlöst, lebte künftig nur ihrem Gatten und der Anbetung der Madonna, die ihr beigestanden in Gnaden.

Giovanni hatte Maria lieb gehabt, aber nie hatte er geahnt, so lange sie zusammen lebten, welch' mächtigen und wohlthätigen Einfluß das schlichte, sanfte Gemüth des Mädchens auf seine Seele geübt. Wie sie sein leidenschaftliches Wesen besänftigt, wie ihre freundliche Bitte ihn von Handlungen abgehalten, die er hätte bereuen

müssen, das fühlte er jetzt plötzlich, und so sehr ihr Glück ihn freute, so vermißte er sie doch gar schwer.

Es litt ihn nicht in den Räumen, die Maria nicht mehr bewohnte, und um ihnen zu entfliehen, um sich zu zerstreuen, besuchte er mehr als je die Orte, an denen die schöne Welt der glänzenden Hauptstadt sich zu versammeln pflegte. Aber auch hier fand er die Zerstreuung nicht, die er erwartete. Er hatte den Becher der Freuden so oft bis auf die Hefe geleert, daß er ihm weder Genuß, noch Erquickung bot.

Uebersättigt, gelangweilt sah er eines Abends auf das rauschende Treiben eines Balles, als eine prächtige Frauengestalt seine Blicke an sich zog und festhielt. Ihre volle, königliche Gestalt, ihr scharf ausgeprägtes Gesicht und die dunkeln Augen verriethen die Italienerin. Sie war in der Blüthe der ersten Jugend und erschien um so strahlender, da sie an dem Arme eines Greises umherwandelte. Giovanni's Herz klopfte schneller, als er sie erblickte. Er glaubte sich ihrer Züge, wie eines süßen Märchens seiner Kindheit zu erinnern. Diese Göttergestalt ist Cornelia, rief es in ihm; und nachdem er entzückt ihr Stunden lang mit seinen Augen gefolgt war, wendete er sich fast zagend an den Herrn des Hauses, mit der Frage, wer die seltene Schönheit sei.

„Es ist die Gräfin Cornelia Bastiani, die Neuver=

mählte des . . . schen Gesandten, der sie führt,“ antwortete der Gefragte.

Giovanni stand einen Moment wie vernichtet. Cornelia sehen, sie erkennen und lieben, war für ihn das Werk einer Minute gewesen. Während der Zeit, die er in sprachloser Wonne an ihrer Schönheit gehangen, war eine lange Vergangenheit in seiner Seele verschwunden. Nur der Stunde gedachte er noch, da Cornelia, ein Kind, ihn mit ihren Armen umschlungen, da der erste Ruhm und die erste Liebe zugleich, beseligend in seine traurige Kindheit geleuchtet hatten. Vergessen war alles Andere, vergessen die Frauen, die ihm Liebe gegeben, deren Gunst ihn beglückt und die seinem Herzen so theuer gewesen. Nur flüchtige Neigung, sagte er sich, habe ihn an diese gekettet. Cornelia war die einzige Liebe seines Lebens, der Genius seiner Kunst gewesen von Anfang an. Sie mußte er gewinnen oder untergehen.

Da klangen die Worte: Die Gräfin Cornelia Bastiani ist die Neuvermählte des Mannes, der sie begleitet, mit Eiseskälte in sein Herz; doch bald gedachte er des Gehörten nicht mehr. Junge Liebe vergißt so gern und leicht, was ihr hemmend entgegensteht, um Nichts zu denken, als sich selbst.

Er ließ sich der Gräfin vorstellen und auch sie erkannte mit leichtem Erröthen den jungen Künstler wieder, dem

sie einst knieend ihre Huldigung dargebracht hatte. Oft noch waren später ihre Gedanken zu dem schönen Knaben zurückgekehrt, sein Ruhm hatte sie stolz und froh gemacht; und vielleicht war es das Andenken an ihn gewesen, das ihr Herz jeder anderen Liebe verschlossen. Ohne Widerstreben war sie auf den Wunsch ihres Vaters die Gemahlin des edlen alten Grafen Bastiani geworden, der sie in treuer Ergebenheit verehrte.

Von der Stunde des Wiedersehens an beseelte nur ein Gefühl die Brust des jungen Künstlers — Liebe zu Cornelia. Er vermied die Gesellschaft seiner Freunde und die lärmenden Gelage, um der Gräfin wie ihr Schatten zu folgen. Jeder Gedanke, jedes Gefühl seiner Seele bezog sich auf sie, ward durch ihr reines Bild geläutert und geheiligt. Mit Widerwillen sah er auf sein bisheriges Treiben zurück, er wollte umkehren und besser werden, um sich der Geliebten werth zu machen.

Solche tiefe Liebe konnte dem Blick der Gräfin nicht verborgen bleiben. Sie liebte die Musik mit Begeisterung, Giovanni's theures Bild zog auf den Wogen der Töne in ihr Herz, und sie glaubte den Künstler zu bewundern, während sie mit der Leidenschaft der ersten Liebe an dem Manne hing. Doch nicht lange konnte diese Täuschung währen. Giovanni gestand ihr seine Liebe, und Nichts kann das Glück wiedergeben, das er empfand, als die

Gräfin ihm weinend bekannte, daß auch sie ihn nicht vergessen habe, daß auch sie ihn liebe. Aber sie sagte ihm, daß nie eine ähnliche Stunde wiederkehren dürfe, daß sie, sich besiegend, nur ihrem Gatten und ihrer Pflicht leben wolle, weil sie sich freiwillig dem Grafen Bastiani verlobt habe, und ihr Wort halten werde, und wenn es ihr Leben koste.

Liebe und Eifersucht durchtobten Giovanni's Brust. Die Wonne der einen, die Qual der andern spiegelten sich in seinen Schöpfungen wieder. Sein Genie schuf in jener Zeit Meisterwerke, in denen sich die höchste Erregung einer Menschenseele verrieth. Aber dieser Erregung folgte eine tiefe Abspannung bei der wachsenden Ueberzeugung, daß Cornelia trotz ihrer Liebe standhaft beharre bei dem Vorsatz, ihrem Gatten das Versprechen der Treue zu halten, das sie ihm am Altare gegeben.

Es war, als hätte der Genius der Töne Giovanni verlassen, seit er die Hoffnung verloren, die Geliebte sein zu nennen. Seine Phantasie, seine Begeisterung schienen erstorben und belebten sich nur in Cornelia's Nähe, die ihn zu neuem Schaffen erhob. Hörte die Geliebte ihm zu, dann fand er die frühere Begeisterung wieder, die ihn verließ, sobald sie sich seinen Blicken entzog.

In dieser Zeit der tiefsten Verzagtheit, als Giovanni den Glauben an sich, an sein Genie und jede Hoffnung

auf Glück verloren hatte, näherte sich ihm der Maestro wieder, der sich auf lange in einer gewissen Entfernung von ihm gehalten.

Mit erheuchelter Güte fragte er nach der Ursache von Giovanni's Leiden, nahm Theil an seinem Schmerz, bot ihm seine treuen Dienste an und entlockte ihm so das Geheimniß seiner unglücklichen Liebe. Ruhig hörte der Maestro seine leidenschaftlichen Klagen an, und als Jener am Ende verzweifelnd ausrief: „Es giebt kein Glück für mich, keine Hoffnung!" sagte der Maestro mit feinem Lächeln:

„Hoffnungslos ist kein Zustand auf der Welt. Wenn Bastiani einst stirbt, kann sein Weib die Deine werden, und Bastiani ist alt."

„O! die Zeit des Entbehrens wird mich tödten; zu warten habe ich nicht gelernt! Ich will gleich besitzen, was mein Herz so heiß begehrt!"

„So nimm Dir, was Du nicht erwarten kannst. Jeder hat nur ein Leben, nimmt man ihm das, so ist er todt."

Mit diesen kalten, fast scherzend hingeworfenen Worten hatte der Maestro Giovanni verlassen. Wie ein Blitz hatten sie das Gehirn des Liebenden durchzuckt, er erschrak vor ihnen, aber der Gedanke an den Tod Bastiani's kam nicht mehr aus seinem Sinne. Er wünschte den Tod desselben, er hoffte auf ihn, und wenn er sich dieses Wunsches

deutlich bewußt ward, erfüllte Grimm gegen sich selbst, tiefer Haß gegen den Grafen seine ganze Brust. Den Grafen zu ermorden, davor schauderte ihm zurück, aber eine Wollust dünkte es ihm, ihn zu tödten im rechtlichen Kampf.

Er hatte, als der Maestro ihn verlassen, einen Dolch in seinem Zimmer gefunden, den Jener immer bei sich zu tragen pflegte und den er vergessen zu haben schien. Mechanisch hatte Giovanni diese Waffe zu sich genommen, die er, er wußte nicht, weshalb, seitdem nicht zurückgab und nicht von sich legte.

Sein ganzes Innere war verwandelt. Die heilige Anbetung, mit der er sich früher der Gräfin genaht, war in die dringendste, rücksichtsloseste Bewerbung übergegangen, die eben so beleidigend für den Ruf derselben, als verletzend für die Ehre des Grafen erschien. Vergebens waren Cornelia's Bitten und Vorstellungen. Er zürnte ihr, weil sie ihr Wort höher anschlug, als seine Liebe; er wollte den Grafen, den er tödtlich haßte, zwingen, sich von seiner Gattin zu trennen.

In den Armen des Grafen selbst suchte Cornelia Schutz vor Giovanni's wilder Leidenschaft, die ihr in ihrer jetzigen Gestalt Entsetzen einflößte. Sie leugnete es nicht, daß sie diese Liebe getheilt, aber sie beschwor den Grafen, sie vor der Bewerbung Giovanni's, vor dem Spott der

Gesellschaft zu retten und mit ihr die Stadt zu verlassen. Der milde, edle Bastiani hatte Mitleid mit der Unglücklichen und er wäre gern bereit gewesen, ihre Wünsche zu erfüllen, wenn die Aufträge seines Monarchen ihn nicht an Paris gefesselt hätten. Cornelia's Vorschlag, sie allein reisen und zu ihrem Vater gehen zu lassen, setzte der Graf den Einwand entgegen, daß Giovanni ihr auch dorthin folgen werde, wo der Schutz ihres Gatten ihr fehle. Er verwies sie auf ihre eigene Kraft, auf sein Vertrauen in ihre Treue, und beschloß, Giovanni zur Rede zu stellen und wo möglich ihn in die Grenzen der Sitte und der Vernunft zurückzuführen.

Auf seine Einladung erschien Giovanni. Mit der Nachsicht eines Vaters, mit dem edlen Vertrauen eines Ehrenmannes nahte der Graf dem jungen Künstler, der ihn so schwer beleidigte. Der Graf hatte mit allen Anderen das Genie Giovanni's bewundert, er hatte Wohlgefallen an ihm gefunden, seit er ihn kannte, und er wollte die Kränkung, die ihm widerfahren, gern der Jugend und der lebhaften Phantasie des Künstlers verzeihen. Er stellte ihm das Leiden Cornelia's vor, er verwies ihn an seine Ehre und beschwor ihn, Paris für einige Zeit zu verlassen, um sich zu beruhigen und um die Ehre einer Frau zu schonen, die er zu lieben behaupte.

Aber bei diesem Vorschlag des Grafen brach der lang

verhaltene Haß Giovanni's wie ein Flammenstrom sich Bahn. Auch den Grafen verließ die Mäßigung, die er anfangs gezeigt. Giovanni, der ihm heftig entgegentrat, war in seinen Augen nicht mehr der Jüngling, dem er verzeihen wollte um seiner Jugend willen, es war der Mann, der ihm seine höchsten Güter zu rauben strebte, die Liebe seiner Gattin und seine Ehre. Der Streit ward lebhaft. Cornelia, die sich zufällig in das Zimmer des Grafen verfügen wollte, hört die bekannten Stimmen in heftigem Wortwechsel. Sie erbebt, stürzt in das Zimmer und sieht einen Dolch blinken in der Hand Giovanni's. Mit Todesangst wirft sie sich an die Brust ihres Gatten — und der Dolchstoß, der den Grafen treffen sollte, trifft sie. Lautlos sank sie zu Giovanni's Füßen, um nie zu erwachen.

Jahre waren verschwunden seitdem. Ein bleicher, schwermüthiger Künstler hatte Europa in allen Richtungen durchreist und mit wonnevollem Schauer hatte die Menge, hatten vor Allem die Frauen seinen bezaubernden Tönen gelauscht und die Räthsel zu enthüllen gestrebt, die sich hinter seiner düstern Stirn verbargen.

Was in jener Schreckensstunde in Paris vorgegangen, war ein tiefes Geheimniß geblieben. Der Graf hatte

geschwiegen, um das Andenken seiner verstorbenen Gattin nicht dem Zweifel der Menge preiszugeben. Er überließ den Mörder der Strafe seines Gewissens, und noch an demselben Tage hatte Giovanni, wie von Furien verfolgt, Paris verlassen.

Nicht Ruhmsucht oder Geldgier waren es, die ihn seitdem durch die Welt führten. Er hatte nirgends Ruhe und eilte unstät vorwärts, um wo möglich den Qualen seiner Seele zu entfliehen. Die Bewunderung der Menge ließ ihn kalt, es gab keine Freude für ihn auf Erden, und nie sah man ein Lächeln über seine stillen Lippen gleiten. Der Maestro, der auch jetzt noch bei ihm geblieben, — denn Alles, selbst die Gegenwart des Verhaßten, war ihm gleichgültig, — der Maestro besorgte seine Geschäfte und erntete wieder die Schätze, die Giovanni ihm sorglos überließ, wenn er sie nicht selbst verwendete um Noth zu lindern und zu helfen.

Sein Körper begann dem langen geistigen Leiden zu unterliegen und keine ärztliche Hülfe vermochte dem Hinsterben desselben Einhalt zu thun. In England hatte man behauptet, die dicke Luft erzeuge bei Giovanni den Spleen, und hatte ihm gerathen, ein milderes Klima in Italien zu suchen; die italienischen Aerzte hatten behauptet, er erliege einem Nervenleiden und nur die Seeluft des Nordens könne ihn kräftigen.

Dieser Ausspruch war es, der ihn aus dem südlichen Deutschland wieder gen Norden führte, um die Wirkung des Meeres zu erproben. Der Maestro hatte schleunig den Rath der Aerzte ausgeführt und Giovanni ihn theilnahmlos gewähren lassen. So hatten sie sich im Frühjahr den Küsten der Nordsee genähert, als der Name eines Fischerdorfes, durch das sie am Abend fuhren, Giovanni aus seinem tiefen Brüten weckte.

Er kannte diesen Namen, er kannte diesen Ort. Aber wann hatte er ihn gesehen? wann verlassen? Unter einer alten Weide, die der Sturm auf die Seite geneigt, stand eine verfallene Hütte. Netze hingen an hohen Stangen zum Trocknen da und in ihrem Schatten saßen fröhliche Kinder, mit Steinen und Muscheln spielend.

Giovanni verließ den Wagen. Er kannte auch die Hütte! Seine Eltern hatten in derselben gelebt. Er war in der Heimath! — Aber Fremde bewohnten das kleine Haus, es kannte ihn Niemand. Bereitwillig ließen die jetzigen Besitzer ihn eintreten und verließen auf seinen Wunsch das Gemach.

Lange saß er schweigend in dem engen düstern Raum. Er stellte sich vor, wie Muttersorge hier über seine ersten Jahre gewacht; er gedachte Maria's, die hier mit ihm jene Sorgfalt getheilt, und die jetzt mit gleicher Treue für ihre eignen Kinder sorgte. Mit Freuden dachte er an das

Glück, das der Schwester geworden, aber um so greller trat ihm sein eigenes Elend vor die Seele. Einsam, schuldbeladen, ohne Hoffnung und müde vom Leben stand er in der Welt.

Da trat der Maestro ein, den er ausgesendet hatte, um zu erfahren, ob noch irgend Jemand von den Seinen lebe.

Er brachte den alten Küster des Dörfchens mit sich und dieser berichtete, was Giovanni bereits wußte. Der Vater war mit dem erhaltenen Gelde wieder in fremde Lande gegangen, wo er gestorben sein sollte; die Mutter hatte er zurückgelassen in Kummer und Sorge, krank vor Gram über den Verlust der Kinder. Der Küster hatte sie wohl gekannt, sagte er, er hatte oft sie zu trösten versucht und sie in ihren letzten Tagen gesehen, wo sie, schon sterbend, noch mit unauslöschlicher Sehnsucht nach ihren Kindern verlangt, und sie im Fieberwahn in ihre Arme zu schließen geglaubt hatte.

Zum ersten Mal seit Jahren flossen Giovanni's Thränen wieder. Ach, er wußte, was ungestillte Sehnsucht sei! Wehmüthig rief er, gegen den Maestro gewendet: „O! hättest Du mich hier gelassen! Deine Habsucht hat die Mutter getödtet und mich vernichtet! Ein Leben voll ungestilltem Sehnen und glänzendem Jammer hast Du

mir bereitet, statt mich in Ruhe schuldlos leben und sterben zu lassen auf der Scholle, die mich werden sah.

Der Maestro lächelte. „Recht idyllisch, mein Freund!“ sagte er, „aber die Freuden, die jener glänzende Jammer Dir bot, waren auch nicht zu verachten. Ruhm und Ehre, die Dir geworden, der Reichthum, den Du schon gering achtest, weil Du ihn besitzest, die Liebe, die man Dir weihte — das Alles dankst Du mir. Den plumpen Schiffer von den Ufern der Nordsee hätte schwerlich die Liebe der stolzen Cornelia Bastiani beglückt.“

Mit einem Schrei des Schmerzes sprang Giovanni empor und packte den Maestro an der Brust. Der aber schleuderte ihn mit starker Hand von sich, und Giovanni fiel erschöpft von der Aufregung nieder auf die Bank, auf der er vorhin gesessen. Eine bange Pause entstand. Der Maestro rauchte, als ob Nichts vorgefallen wäre, ruhig seine Cigarre. Der alte Küster stand an der Thür, ein bestürzter Zeuge dieser Scene, während in Giovanni's Seele die Folterqualen des Gewissens tobten, die der Maestro durch den Namen der gemordeten Cornelia mit erneuter Gewalt in ihm heraufbeschworen hatte.

Brütend starrte Giovanni vor sich nieder. Tiefes Schweigen war in der Hütte. Der Abend brach herein, es dunkelte in der Stube, deren kleine Scheiben nur sparsam das Licht der sinkenden Sonne eindringen ließen.

Da erhob sich Giovanni langsam und fragte den Küster: „Kennt man das Grab meiner Mutter noch?“

„Ja, lieber Herr!“ antwortete der Alte. „Der verstorbene Pfarrer, der sich Ihrer Mutter angenommen seit ihrer Kindheit, weil sie ein gar so liebes Gemüth gehabt, der hat ihr ein Kreuz errichten und ein paar Bäume an ihrem Hügel pflanzen lassen, als sie gestorben war.“

„So führt mich hin,“ bat Giovanni; und zum Maestro, der ihm folgen wollte, sprach er befehlend: „Du bleibst zurück! An dem Grabe meiner Mutter sollst Du nicht stehen, der ihren Sohn so elend gemacht hat. Du warst es, der die Phantasie des Kindes überreizt in Deinem spukhaften Hause, Du hast meine Jugend vergiftet und mich die Sünde kennen gelehrt in ihrer verlockendsten Gestalt. Du hast mich gezwungen, die Göttergaben, die mir die Natur verliehen, zu mißbrauchen; Deiner Habsucht mußten sie dienen und mir die Mittel geben zu schnöder Lust. Statt mich zur Tugend zu führen und zu Gott, hast Du all' meinen Leidenschaften schändlich gefröhnt, um mich an Dich zu ketten und mich taub zu machen gegen die innere Stimme, die mich immer von Dir scheiden hieß. Du warst es endlich, der den Mordgedanken in mir weckte, der den Dolch in meine Hände spielte! — Ich möchte Frieden machen mit Gott und mit mir selbst, ich sehne mich nach Ruhe und möchte Verzeihung erlangen und

verzeihen — nur Dir nicht! Dir! — nun und nimmermehr!"

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und der Maestro sah ihm höhnisch und achselzuckend nach.

Auf dem Kirchhofe war es still und friedlich. Giovanni kniete an dem Grabe seiner Mutter. Ein einfaches Kreuz mit den Worten „Margarethe Klaus" bezeichnete die Stelle. Grüner Rasen deckte den Hügel, auf dem die Schlüsselblumen blühten, und ein Fliederbusch senkte seine süßduftenden Stauden darauf hin.

Die Sonne neigte sich zum Untergang und goß ein dunkelrothes Flammenmeer über die Gegend. Feierlich läutete die Kirchenglocke den Abendgruß, eine selige Ruhe herrschte in der Natur und zog mit der tiefen Stille, die ihn umgab, auch in Giovanni's Seele ein. Ruhe war seit Jahren der einzige Wunsch seines Herzens gewesen, Friede und Ruhe hatte er gesucht durch die halbe Welt, hier hatte er sie gefunden.

Seine stillen Thränen fielen auf den Rasen nieder. Wie ein Kind, das nach langem Umherirren heimgekehrt zur Mutter, von seinem Leben erzählt und ihr keine seiner Thaten, ob gut oder böse, verschweigt, so vertraute Giovanni dem kleinen Hügel, was er gehofft, gelitten und

gethan; so klagte er sein Leid der Mutter, zu der er sich hingesehnt schon in den frühen Tagen der Kindheit. — Und wie einstmals, neigte sich ihr Geist nieder zu ihm, um seiner Reue Vergebung zu verkünden. Wie damals breitete sie ihre Hände segnend über ihn aus und verschwand, nachdem sie dem müden Sohne Ruhe verheißen am Mutterherzen.

Beseligt sah er der Erscheinung nach. Ein Frieden, wie er ihn nie gekannt, war in seinem Herzen und spiegelte sich in seinen Blicken, als er, den Schöpfer anbetend, die heilige Schönheit der Natur betrachtete, die ihm nicht schön gewesen seit der Schreckensthat. Sinnend sah er dem Scheiden des Tages zu, seine Thränen waren getrocknet, er wollte umkehren zum Pfade der Tugend, er wollte Cornelia's Schatten versöhnen. Aber bei dem Andenken an sie packten die Furien der Gewissensangst ihn auf's Neue, er fuhr auf und als der letzte Strahl der Sonne auf das Grabeskreuz fiel, als das schöne Gestirn des Tages untergegangen war, zog er tiefathmend wie Einer, der nach Freiheit dürstet, eine kleine blitzende Waffe aus seinem Busen, drückte sie fest in sein Herz und sank ohne Klage auf das Grab seiner Mutter.

Draußen an der Thür des Kirchhofes harrte der Küster lange vergebens des Fremden; endlich kam er, ihn zu holen, und gewahrte auf dem Grabe die Leiche desselben. Entsetzt eilte er davon, um den Maestro zu rufen, und trat bald mit diesem vor den Todten hin.

Und der Maestro sah mit seinem kältesten Lächeln auf Giovanni hinab, zog den Dolch, der einst auch Cornelia getödtet, aus des Gestorbenen Brust und sagte: „Der ist mein!"

Ob diese Worte der Waffe galten oder dem Todten, konnte man nicht errathen.

Giovanni war von der Menge, die ihn so oft bewundert hatte, schnell vergessen. Neue Wunderkinder wurden und werden erzogen, um ein unnatürliches Dasein mit Kometeneile zu durchjagen, um auf Kosten ihrer jungen Lebenskraft die übersättigten Sinne des vergnügungssüchtigen Publikums für ein paar Stunden zu ergötzen.

Den Maestro hat man seit dem Tode Giovanni's nicht gesehen. Nur zu möglich, daß er in neuer Gestalt der Lehrer und Tyrann eines Wunderkindes ist, das jetzt die Welt in Erstaunen setzt. Möge es nicht so elend werden, wie der arme Giovanni.

Der Nebel baut Nesterchen.

(1851.)

„Ueberall dieselbe Wirthschaft, nirgends mehr die alte Ordnung, nirgends mehr die rechte Ruhe, Alles drunter und drüber!“ brummte der alte Großvater, als er an einem der letzten Septembertage früh Morgens zum Hause hinaustrat und in das Feld gehen wollte. „Keiner kann mehr warten bis an ihn die Reihe kommt, Jeder drängt sich vor; nun macht Der sich auch schon wieder breit.“

Der kleine Johannes, der es gewohnt war, den Alten in verwunderlicher Weise mit sich selbst reden und dann auch wieder mit allerlei Wesen verkehren zu hören, das Niemand sah, schwieg dazu, guckte aber bald rechts, bald links, bald vor sich, bald hinter sich, um heraus zu bringen, was der Großvater wohl meinen könnte. Es war jedoch nichts Besonderes zu entdecken, im Gegentheil noch viel weniger zu sehen, als sonst, denn der erste Herbstnebel hing so tief und silbergrau in der Luft, daß die Berge, die das Thal umschlossen, ganz und gar ver=

schwunden waren. Der Kirchthurm, der sich sonst nur matt gegen die Berge hervorhob, zeichnete sich dunkel auf dem hellen Nebel ab, und dem Knaben, der sich immer von den festen Wänden seiner Berge eingefriedet gesehen hatte, wurde unheimlich zu Muthe, als er in die unendliche Ferne blickte, die das Nebelreich vor ihm aufzuthun schien. Es lockte ihn wohl zu gehen und immerfort zu gehen durch die Nebel, bis wieder irgend wo Berge ihm Schranken setzten, aber ihm graute auch davor. Er dachte, was wohl jetzt an der Stelle sein möchte, an der die Berge sonst gestanden, und unwillkürlich faßte er des Großvaters Hand, damit er ihm nicht auch etwa verschwinde, wie die Berge.

So gingen sie weiter, bis hinab in den Wiesengrund. Dort standen Erlen und Buchen am Rande des Flusses, der seine glänzend blauen Wellen schnell hinabschießen ließ zum Wehr, wo sie sich vor Lust überstürzten, und jubelnd und lärmend weiter schossen, ein neues Hinderniß zu suchen und zu überwinden, wie die Jugend das liebt.

„Stürme Du nur fort,“ sagte der Alte, „er wird Dich schon fangen, so sehr Du auch eilst!“ Und dann sah er immer wieder auf die Schlehdornhecken, die den Wiesengrund abtheilten, und auf denen die weiß schimmernden, blanken Gewebe der Herbstspinne von Zweig zu Zweig, von Busch zu Busch gebreitet waren. Durchsichtig und

leicht, daß man sie für gerinnende Luft halten konnte, lagen unzählige silbern glänzende Nebeltropfen in dem Gewebe verhüllt, wie Juwelen im durchsichtigen Schrein, wie beginnende Thränen im feuchtblauen Auge.

Der Knabe erblickte es mit Lust und sagte: „Das gibt einen schönen Tag, Großvater, denn der Nebel hat Nesterchen gebaut. Die Spinne war fleißig in der warmen Sternennacht und der Thau sank hernieder um Morgen. Sieh des Nebels Nesterchen nur an!"

„Schweig still!" rief der Alte unwirsch, „und rede den Unsinn nicht nach. Was weiß das dumme Volk vom Nebel und seinem Nest. Aber die armen Dinger da, die wissen was davon!" Damit zeigte er auf den Rasen hinab, aus dem viele Tausende von Herbstzeitlosen hervorgesprossen waren, die sich alle nach einem Sonnenstrahle umzusehen schienen und traurig zitternd in der Trübe dastanden. Ihre silbernen Schuhe und Strümpfchen waren mit feuchtem Thau genäßt, sie hatten die röthlichen Mäntelchen fest zugezogen, das Goldgeschmeide auf der Brust zu decken, und blickten nach der größten Schwester hin, die welk und entseelt am Boden lag, den Mantel der schützenden Blätter weit zurückgeschlagen, und all das Goldgeschmeide, die silbernen Ketten, an denen es gehangen, von schwarzem Rost zernagt.

„Mach fort!" sagte der Großvater, als der Knabe sich

bückte die Entseelte zu betrachten. „Mach fort, da kommen sie schon!“ Und in dem Augenblick schoß ein feuchtkalter Strom durch die Luft, daß Baum und Strauch und Gras erschauerten. Von dem kalten Strom getragen senkten sich drei große Raben herab, die sich im weiten Dreieck um die bleiche Zeitlose aufstellten und mit düsterer Neugier nach ihr hinstarrten. Der Nebel fiel dazu immer tiefer, man konnte nicht fünfzig Schritte weit sehen, und die Raben fächelten mit den schwarzen Flügeln so wild und heftig, daß aus jeder Feder ein Feuerstrahl hervorquoll.

Der Großvater faßte des Knaben Hand fest in die seine. „Laß mich nicht los!“ mahnte er und riß ihn mit sich fort, bis sie an die Stelle kamen, wo das Feuersprühen der Raben einen sinnverwirrenden Kreis von Licht und Wärme gezogen hatte. Das Geknister der Funken, das Spinnen und Weben der Lichtstrahlen, die gerade so lustig zusammenhingen, wie die silbernen Nestchen, die der Nebel sich in der Nacht gemacht, das Singen der allmälig aus dem Grase aufzuckenden Flammen, die mit heißen, gierigen Zungen die Stämme der Bäume beleckten, das alles wirbelte sich im tollen Durcheinander zu dem Knaben heran. Es schlang sich um seine Füße, es fesselte seinen Leib, er konnte kaum noch folgen, so angstvoll der Großvater ihn auch mit sich fortzog. Nun hatten sie fast den Kreis überschritten, der Großvater athmete auf — noch

einen Augenblick und es war gethan. Da fiel ein glühender Strahl aus dem Fittich des größten Raben auf die Hand des kleinen Johannes; in heftigem Schmerz zuckte er aufschreiend zusammen, ließ die Hand des Großvaters los, und als er dann zu sich kam, als er die Schmerzensthränen aus dem Auge trocknete und mit Blick und Stimme den Großvater suchte, war derselbe fort, — fort wie die Berge des Thales, fort wie die Blumen des Sommers, fort wie der junge Sommer selbst, den der Beherrscher des Herbstes, der graue Nebelkönig, von seinem Blumenthrone herabgestoßen hatte, noch ehe des Blumenkönigs Reich zu Ende war.

Johannes stand und stand und ging und ging und rief und rief. Er wußte nicht, wo er war, und Niemand kam es ihm zu sagen. Die Sonne trat nicht hervor, ihm den Weg zu zeigen, den Fluß und die Berge konnte er nicht finden, sich nach ihrem Zug zu richten, und unabsehbar lag sie vor ihm, die graue, feuchte Nebelwüste. Nirgends zeigte sich ein dickeres Gewölk, nirgends ein Zeichen, nirgends eine körperliche Form. Nur hier und da zog es einmal wie ein goldener Lichtstreif durch das unabsehbare feuchte Silberweiß einher, dann schlug ein Hoffnungsstrahl auf in dem Herzen des armen Johannes, aber das goldene Licht erlosch schnell und mit ihm auch die Hoffnung.

Wie lange er suchend umhergewandert, er wußte es nicht, als seine vom Spähen müden Augen eine Treppe

entdeckten, die er hinaufzusteigen begann. Sie war aus weißem Gewölk gebildet und von dem Thau so glatt, daß er sich kaum darauf zu halten vermochte. Dennoch klomm er eifrig hinan, bis er endlich eine Mauer erreichte, eine graue, schwere Regenwolke. Als er daran klopfte, tönte es wie festes Gestein, und als er die Klingel zog, klang es, als ob der Sturmwind durch Fichten und Föhren pfeife.

Die Thür that sich auf, die ganze Wirthschaft war wüst. Man merkte wohl, daß der Nebel sich hier sein Nest gebaut hatte, doch war es in der Eile geschehen, wie von einem ungeduldigen Sinn, der Vieles zugleich thun will, und darum nichts Rechtes schafft. Er hatte sich Haus und Hof, Küche und Keller eingerichtet, aber weil er alles in seiner Weise ohne feste Form gemacht, so konnte Niemand es recht sehen, und Johannes wußte nicht, was er davon denken sollte. Hier brannten große Feuer, als ob es auf einem Heerde wäre, und Krammetsvögel und Hasen hingen darüber; indeß das Feuer brannte auf Wolken statt auf Steinen, und die Braten drehten sich gleichsam in der Luft um sich selbst herum, weil auch der Spieß nur verschwommenes Nebelgebilde war. Er hörte sprechen und Befehle geben, wie in einem großen Haushalt, er merkte am Zugwind, daß man Thüren auf- und zumachte, und fühlte ebenfalls, daß Jemand an ihm, wie

im Gedränge vorüberstrich, indessen mit den Augen wurde er Niemand gewahr.

„Gehen Sie nur hier herein!“ rief es plötzlich, und dann wieder: „Majestät werden gleich erscheinen!“ und nachher wieder: „Prinzessin Braut kleiden sich noch an!“ Aber er sah weder, wo er hingehen sollte, denn es war kein Zimmer da, noch sah er Kammerherren oder Oberhofmeisterin.

Endlich schimmerte es dunkel und gleich wieder hell durch den Nebel, und Johannes gewahrte die drei Raben. Sie trugen große goldene Ringe mit dem Fledermausorden um den Hals, und jeder von ihnen balancirte eine große Kerze auf dem Schnabel, die sich wie eine vielstrahlige Gasflamme ausbreitete. Ueber jedem Raben flogen zwei Dohlen einher, die fächelten die Feuchtigkeit fort, damit die Beleuchtung nicht erlösche und die Wolken, die wie regenbogenfarbige Glaskuppeln sich um das Licht in schönen Zirkeln gebildet hatten, immer in der richtigen Entfernung blieben.

Johannes war wie neugeboren, als er jetzt plötzlich auch feste Gestalten vor und um sich sah, — denn der Erdgeborne kann die Körper nicht entbehren, und er hätte dem kleinen Mädchen um den Hals fallen mögen, das da vor der bleichen Zeitlose kniete und ihr warme, grüne Decken um die Füßchen breitete. Johannes erkannte die

Zeitlose gleich wieder und auch sie schaute ihn jetzt an, als wollte sie ihm sagen: „Du hast mich in bessern Tagen gesehen!“ Indeß sie schwieg und wischte sich nur verstohlen eine Thräne aus den Augen, und das kleine Mädchen sagte französisch zu Johannes, daß er still sein solle. Er wunderte sich des Todes, daß er die fremde Sprache gleich verstand.

Der König auf dem Throne war unermeßlich groß. Man wußte nicht, wo er anfing oder wo er aufhörte. Es war alles voll von ihm und seine Augen leuchteten überall hin, wenn sie eine Weile auf der Zeitlosen geruht hatten. Er schien sie sehr lieb zu haben, denn er breitete seinen weißen Mantel hinter ihr aus und umgab und umkreiste sie von allen Seiten. Perlen hing er an ihren Hals und Juwelen um ihre Stirn, und das lila Gewand, das sie mitgebracht aus dem Wiesenthale und das sie ewig zum Andenken an ihre Heimath tragen wollte, das versilberte er von oben bis unten, ohne daß er aber dafür ein Lächeln der Freude, ein Wort des Dankes von der Zeitlose erhalten konnte. Sie ließ Alles geschehen und sah nur dann und wann zu dem Mädchen herab oder zu dem Knaben herüber. Vom König, der sie in sein Nest geholt, schien sie Nichts wissen zu wollen, so daß er plötzlich ergrimmt sich zusammenballte und sie mit rauher Stimme fragte: „Was willst Du denn, Du Undankbare? Habe

ich darum Dein ganzes Thal über Nacht mit silbernen Netzen umsponnen? Habe ich darum meine funkelnden Brillanten herabgestreut Dich zu gewinnen, damit Du hier sitzest und weinest? Hat Deine Mutter Erde Dich mir nicht überlassen und den Stengel zerbrochen, an dem sie Dich hielt? Hat sie sich nicht gelabt an meinen Gaben und sich satt getrunken an meinem Perlenthau? Was soll ich Dir geben, daß Du lächelst? denn froh sein sollst Du. Ich habe mein Nest gebaut mir zum Tempel der Freude, und Deine Trauer soll mich nicht stören. Fordere, was Dich gelüstet, aber lächle mich an!"

„Laß Menschen mit uns wohnen," rief die Zeitlose, „Menschen, wie sie wallen, wo ich heimisch bin."

Der König besann sich, wo er die Menschen hernehmen solle, und konnte es nicht finden. Da rief er ein paar alte Föhren heran, mit ihnen Rath zu pflegen. „Wo schaffe ich Menschen her?" fragte er sie.

Die Föhren zuckten mit den Aesten, steckten die Wipfel zusammen, flüsterten mit einander und sagten, die Sache sei schwer und bedenklich. Es scheue sich jeder Mensch vor dem Nebelreich und wisse sich so mit Pelzen und andern Talismanen zu versehen, daß man ihm Nichts anhaben könne. Der König wollte, wie ein rechter König, von keinem Bedenken wissen, wo es seinen Willen galt, und fuhr die Föhren mit solcher Heftigkeit an, daß sie

zitterten und bebten, und vor Angst endlich einen Einfall hatten.

„Halten zu Gnaden, Majestät," sagte die Eine, „es sind heute sieben mal sieben Jahre seit dem Tage der großen Schlacht in diesem Thale. Da haben wir die Todten und Sterbenden eingehüllt in die Wolken, die Ew. Majestät uns dazu mitgegeben, und sie bewahrt in den Höhlen unter dem Schlachtfeld. Nach sieben mal sieben Jahren stehen die Todten wieder auf, die Sieger und die Besiegten, die Franzosen und die Deutschen allesammt. — Wenn Fräulein Braut nicht erschrecken wollten —"

„Was erschrecken!" polterte der König, „erschrecken, wenn ich bei ihr bin? Schafft mir die Todten her, damit sie Menschen habe und mich anlächle mit ihres sanften Auges Glanz."

Und der Nebel that sich auf, und sie zogen heran, alt und jung, in Reihe und Glied, denn es waren lauter Soldaten. Voran Franzosen mit ihrer Musik, die Adler auf den Standarten. Aber sie waren bleich und sie lächelten nicht, und auf Zeitlosens Wange ward kein Lächeln geboren. Der Eine bedeckte seine Brust mit der Hand, der Andere preßte schmerzhaft seine Stirn — Blut floß hernieder und Seufzer ertönten, und nur der jubelnde Ruf: der Kaiser hoch! machte von Zeit zu Zeit die Klagen

verstummen. — „Soll mich das freuen?“ fragte die Zeitlose und wendete ihr Antlitz von dem Jammer dieser Sieger ab.

Der König fuhr zornig empor. „Habt Ihr nichts Besseres?“ donnerte er die Föhren an. „Zeitlose mag das nicht sehen, Zeitlose will nicht lächeln, und ich will Freude haben um mich her, denn ich hab' mir mein Nest gebaut und die Braut geholt, und ich will froh sein mit meinem jungen Weibe! Fort mit den Jammergestalten, die mein junges Weib nicht mag!“ Dabei schlug er mit geballter Faust in die Luft und mit lautem Aechzen versank das ganze Heer, mit greller Dissonanz verstummte die jubelnde Schlachtmusik, und auch das kleine Mädchen war verschwunden, an dem die Zeitlose und Johannes bis dahin ihren Trost gehabt hatten.

Und noch einmal thaten die Föhren sich zusammen und pflogen Rath, und wieder öffnete der Nebel sich und es kam ein neues Heer. Schlanke Deutsche mit blauen Augen und blondem Haar, stark gepudert und die langen Zöpfe fein geflochten und gebunden. Sie eilten still vorüber, traurig und verzagt, die alten Schnurrbärte sowohl als die jungen Burschen, denen noch kein Bart die Oberlippe zierte, und unter denen viel feine, bleiche Gesichter sich nach der Zeitlose und nach Johannes wendeten und ihnen zunickten, wie es ein Landsmann dem andern thut im

fremden Lande. Aber keiner hielt sich auf, alle hatten Sack und Pack von sich geworfen, und wer fort konnte, hastete sich, und Musik war gar nicht zu hören. Es war eine geschlagene Armee.

„Das ist auch keine Freude!" sagte die Zeitlose, als gerade, wie sie das gesprochen hatte, ein schöner, junger Offizier an ihnen vorübereilte, und wie er die Zeitlose erblickte, mit einem lauten Aufschrei ihr die Arme entgegenbreitete. Zeitlose, als hätte sie ein Pfeil getroffen, sprang empor und warf sich dem schlanken Jüngling in die Arme.

„Herzblut Du!" rief er jubelnd aus, und die Wunde auf seiner Brust schloß sich, und je fester sich Zeitlose an seinen Hals hing, je liebevoller sie seine bleichen Lippen küßte, je röther wurden sie und je schöner sah der Jüngling aus.

Johannes wußte nicht, wie ihm geschah, und verstand gar nicht, was vorging. Er sah noch ganz versteinert zu, wie die letzten Soldaten vorüberflohen, und wie der Offizier lebendig ward, und er und Zeitlose sich küßten. Da warf sich der graue Nebelkönig über sie, der Offizier verschwand, der König hing Zeitlose einen grauen Schleier über den Kopf, führte sie mit sich fort und stöhnte so laut, daß dem armen Johannes angst und bange wurde vor dem Orkan. Die Föhren schüttelten vor Entsetzen große kalte Tropfen von ihren Aesten herunter, die Flammen

der Raben erloschen, sie selbst schwangen sich krächzend und unheilverkündend in die Luft, und mit einem Male stand Johannes wieder seelenallein in der Nebelwüste.

Er tappte herum, bald rechts, bald links — es war nirgends ein Anfang oder ein Ende zu finden. Es war die wahrhaftige Unendlichkeit mit allen ihren Schrecken. Dazu wurde der weiße Nebel immer grauer und endlich so dunkel, daß Johannes merkte, es müsse wohl Nacht geworden sein im Nebelreich. Er konnte die eigene Hand nicht vor Augen sehen, und konnte auch kaum noch ein Glied rühren, denn es war kalt und die Luft hing voll eisiger Nässe. Sein Muth war lange dahin, und allmälig machte er sich, so jung er war und so wenig er vom Tode verstand, doch darauf gefaßt, daß er sterben würde. Er warf sich nieder und weinte bitterlich.

Da es aber zwischen lauter Wolken war und nicht auf harter Erde, so lag er gut, die Wolken umfingen ihn weich wie Kissen und schaukelten ihn hin und her, gar sanft und leise, bis er in einen ruhigen, tiefen Schlaf versank und bald zu träumen begann.

Er sah das kleine Mädchen, das am Morgen Zeitlosens Füße mit Decken erwärmt hatte, und das ganz reizend angezogen war. Es hatte einen kurzen blauen Rock an, mit einem rothen Streif besetzt, aus dem sahen in weißen Strümpfchen und schwarzen Stiefelchen ihre

kleinen Füßchen hervor, mit denen sie geschäftig herumtrippelte. Ueber der Brust hatte sie einen kleinen Soldatenrock mit zwei kecken Schößchen, und auf dem Kopf eine Soldatenmütze mit der lustigsten Feder von der Welt.

Johannes, ganz glücklich, ein bekanntes Gesicht zu sehen, lachte hell auf, wie er sie so vor sich herumgaukeln und alle Schwenkungen der Soldaten mit possenhafter Lustigkeit ausführen sah, und fragte: „Wo in aller Welt kommst Du denn her?"

„Von meiner Mutter," antwortete sie, und legte die Hand an die Mütze, wie die Soldaten thun, wenn sie grüßen.

„Wer ist denn Deine Mutter?"

„Wer meine Mutter ist? Erst ist sie die Marketenderin von des Kaisers Napoleon alter Garde, und nachher ist sie noch ganz was anders, ganz was anders, als was die Leute sagen und wissen. Nur der Trommler wußte es, der Tambour-Major, denn der Tambour-Major war mein Vater!" Mit den Worten drehte sich die Kleine lustig auf dem silberbeschlagenen Absatz herum und sang:

„Meine Mutter ist nicht hier
Und mein Vater ist fort,
Mein Haus hat kein Fenster,
Steht bald hier, steht bald dort
Und denkst Du mich zu halten
Bin ich längst wieder fort."

Dazu schlug sie ein Schnippchen mit den Händen, und so oft sie das that, fiel eine prächtige Südfrucht hernieder, die Johannes, hungrig und durstig wie er war, so schnell er konnte verzehrte.

Louison wollte sich halb todt darüber lachen, und rief mal auf mal neckend: „Nun, wie schmeckt Dir das flüssige Gold, Du lieber deutscher Michel?"

Das gefiel Johannes schlecht, das heißt das Necken, und daß sie ihn einen deutschen Michel schalt, denn die Südfrüchte gefielen ihm gut; und als er sich satt gegessen hatte, fragte er: „Wie hast Du's denn gemacht, aus des Nebels Hauptnest fortzukommen?"

„Wie ich's gemacht habe? Ich bin eben fortgegangen!"

„Aber der König, hat der's gelitten?"

„Narr Du! ich hab' ihn nicht gefragt. Als die Garde kam, die alte Garde, da hat meine Mutter mir gewinkt, die mich hierher geschickt zum Tage der großen Schlacht, und wie sie mir gewinkt hat und Louison gerufen, da bin ich gegangen."

„Kannst Du mich nicht mir Dir nehmen, Louison?" bat Johannes und streckte ihr die Hand entgegen.

„Dich mitnehmen, deutscher Michel?" spottete sie. „Wie soll ich das machen? Du wirst ja erst den nebligen, graubärtigen König fragen, ob's ihm auch recht ist, wenn Du gehst, denn ihr Deutschen seid gewissenhaft, und wer

viel fragt, der kriegt viel Antwort. Aber es ist schad' um Dich, denn ich habe Dich lieb!"

„Ich will nicht fragen!" betheuerte Johannes, „ich will Dir nachgehen auf Schritt und Tritt, und Alles thun, was Du willst."

„A la bonheur!" rief die Kleine, „so gefällst Du mir, so kann's was werden mit uns Beiden! Steh' auf aus dem feuchten Nebelbett, aber trockne Dich erst ein bischen ab, damit Du mir meine Uniform nicht naß machst, wenn Du zu mir kommst."

Johannes wollte ihr Folge leisten, bemerkte jedoch zu seinem Erschrecken, daß er kein Glied regen konnte. Als Louison das gewahr wurde, sagte sie: „Nun, nun, liege nur still. Es ist wohl noch nicht an der Zeit. Der Blonde wird sich noch nicht ganz erholt haben. Ich will Dir unterdessen erzählen, was Dir zu wissen noth thut." Damit setzte sie sich neben seinem Lager nieder, und nahm solch ernstes Gesicht an, daß Johannes sie gar nicht erkannte, als sie ihre Erzählung begann.

„Du mußt wissen, als Napoleon mit seinen Franzosen in Egypten war, hatten sie einen langen beschwerlichen Marsch gehabt, und rasteten in der Wüste am Fuße der großen Pyramide. Der Sternenhimmel funkelte, wie Du in Deinem kalten, finstern Norden Dir es gar nicht denken kannst, die Wachtfeuer brannten um die Zelte her, die

Schakals abzuhalten, und ganz nahe an der Pyramide da hatten sie das Zelt für die Marketenderin, für meine Mutter, die nicht weiter fort konnte und sich kaum niedergelegt hatte, als ich geboren wurde. Wie ich denn nun da war, trat ein Mann in's Zelt, mit großen, schräg geschlitzten Augen, mit langen Händen und Füßen, die steif und eckig an dem Körper saßen. Er hatte weiße, lange, faltenreiche Gewänder an, mit allerlei Gevögel und Gethier bemalt, eine spitze Mütze auf dem Kopfe, und einen pechschwarzen Bart. In der Hand hielt er drei Disteln und zwei Mohnköpfe und an der Seite hing ihm ein kleines kurzes Schwert.

„Meiner Mutter wurde ganz unheimlich zu Muth, obschon sie Courage gehabt in allen Schlachten vom Rhein bis zum Nil, und obschon sie sich nicht fürchtete, selbst wenn Napoleon vor ihr stand und mit ihr sprach. Der lange steife Mann sah ihr zu fremdartig aus, und sie wollte ihn eben fragen, wer er sei, und was er wolle, als er selbst zu reden anfing und sie der Mühe des Fragens überhob.

„Ich bin der Hert dieser Pyramide," sagte er, „die ich nun schon seit viertausend Jahren bewohne. Ich bin der Pharao, der den Joseph in Egypten bei sich aufgenommen hatte. Seit dem Tage, wo sie meinen balsamirten Leichnam, in köstliche Spezereien und Linnen ge-

wickelt, in dieser Pyramide niederlegten, hat kein Menschenwesen je auf dieser Stelle das Licht der Welt erblickt, und ich habe kein Neugeborenes gesehen, seit ich begraben bin. Zeige mir Dein Kind, damit ich's sehe und es segne."

„Dazu hatte meine Mutter gar keine Lust, und überlegte, wie sie, ohne unhöflich zu sein, dem Pharao dieses Verlangen abschlagen könnte, obschon er im Grunde ein honetter Mann sein mußte, da er sich gegen Joseph und die Juden so gastfreundlich benommen. Indeß er wartete ihre Antwort gar nicht ab, nahm mich von meiner Mutter Brust, hob mich zu sich empor, küßte mich, machte allerlei Zeichen über mir, verneigte sich nach allen Himmelsgegenden und gab mich meiner Mutter zurück, die herzlich froh war, als sie mich wieder heil und gesund auf ihrem Schooße hatte. Der Pharao aber sagte: „Zum Dank dafür, daß Du mir Dein Kind vertraut hast, will ich Dir Macht geben über Menschen und Geister. Merke wohl auf, wenn Du schläfst, auf alle Deine Träume. Sie sollen Dir die Weisheit meines Volkes verkünden, und Du sollst eine große und gewaltige Zauberin werden. Da nimm die drei Disteln und die beiden Mohnköpfe und lege sie unter Dein Haupt zur Nacht, und was sie Dir sagen, das wird Wahrheit sein." Damit verschwand er so räthselhaft wie er gekommen, und meine Mutter, die herzlich müde war, legte die Disteln und den Mohn unter meines Vaters Mantel,

aus dem er ihr ein Kissen gemacht hatte, und schlief sehr ruhig ein.

„Was sie in der Nacht und in allen folgenden Nächten erfahren, das hat sie keinem Menschen vertraut als meinem Vater, aber es müssen wunderbare Dinge gewesen sein, denn Erde und Meer, Feuer und Wasser, Thiere und Pflanzen und Menschen gehorchen ihrem Wink. Sie altert nicht und sie stirbt nicht und hat uns passabel jung erhalten, denn auch ich habe schon an die vierzig Sommer gesehen."

„Vierzig Sommer?" rief Johannes verwundert, der von der ganzen Erzählung nicht viel verstanden hatte, und nun froh war, endlich einen Gedanken festhalten zu können, weil Alles ihm wie toll und wirr durch sein armes Gehirn schwirrte. „Vierzig Sommer willst Du alt sein, Louison, und bist doch nicht größer und älter als ich, der ich zwölf Jahre zählen werde zu Michaelis?"

„Du zwölf Jahre?" lachte Louison, „Du mit dem Bart auf der Lippe, zwölf Jahre alt, langer Bursche? So guck doch einmal in diesen Spiegel."

Und als Johannes in den blanken Knopf von Louisons Jäckchen schaute, sah ihm daraus das Gesicht eines hübschen Jünglings entgegen, das er selbst kaum noch als sein eigenes erkennen konnte. All die Sommerflecken und die braune Farbe, die er gehabt, waren ausgeblichen in

der feuchten Nebelatmosphäre, in der er viel länger gelebt hatte, als er wußte. Er sah weiß und zart aus, wie ein vornehmer junger Herr, und war zu einem hübschen Jüngling erwachsen.

Louison hatte eine kindische Freude über sein Erstaunen. Sie klatschte in die Hände, schaute nach allen Seiten um, und als sie in weiter Ferne einen kleinen Stern aus dem Nebel hervorglitzern sah, rief sie: „Jetzt steh' auf, Johannes, jetzt ist's Zeit!"

Johannes that, wie sie ihm sagte, und wie er nun da stand in dem freudigen Gefühl seiner Kraft, wie er seine Glieder regte, und sie so gewachsen und stark fand, mußte er auch hell auflachen vor Vergnügen.

„Jetzt nur noch einen Zug aus der Flasche," rief die Kleine, „damit auch Geist und Leben in Dich kommt, und dann sollst Du das Ende hören und wirst stark genug sein, das Werk zu vollenden, zu dem meine Mutter Dich ausersehen hat."

Sie reichte ihm eine goldglänzende Flasche hin, die sie aus einer schlichten Blechbüchse hervorholte, welche über ihrer Schulter hing, und als Johannes daraus getrunken hatte und seine Augen strahlten, seine Lippen lächelten, da gab Louison ihm einen kleinen Schlag mit ihrer hübschen Hand und sagte wieder: „So gefällst Du mir, Monsieur Jo-

hannes! So kann etwas aus uns werden! Nun setze Dich aber nur wieder hin und höre mir zu."

„Als wir nach den egyptischen Kriegen die deutsche Campagne machten, kam es in dem Thale, in dem Du und Zeitlose zu Hause seid, zu einer großen Schlacht. Wir Franzosen siegten zwar wie immer, aber es fielen doch auch eine Menge von unsern Leuten, und da meine Mutter immer dicht hinter meinem Vater herzog, und mich auch nicht von sich lassen wollte, so gerieth sie mit mir in das dichteste Gefecht, wurde von einem Pferde niedergeworfen, und sie und ich wären schlecht davongekommen, hätte nicht ein junger deutscher Offizier Mitleid mit uns gehabt und uns mit seinem Leibe gedeckt, indem er sich vor uns hinstellte und meiner Mutter Zeit schaffte, sich aufzuraffen und mich wieder auf den Arm zu nehmen.

„Aber die Großmuth bekam dem jungen Deutschen schlecht. Eine Kugel von unsern Jägern traf ihn in die Brust, sein Blut floß nieder und meine Mutter sah ihn sterben, ohne daß sie ihm zu helfen vermochte, denn in dem Mordlärm der Schlacht konnten die guten Geister, die sie rief, ihre Stimme nicht hören, und sie kommen auch nicht dahin, wo die Menschen solch wahnsinniges Morden begehen.

„Als die Schlacht beendet war, machte meine Mutter sich daran, unsern Retter zu suchen, aber der lag todt und

lang ausgestreckt auf dem Rasen, und da der Nebel sich schwer herabgesenkt und Alles verhüllt hatte, konnte sie nichts weiter für ihn thun, als daß sie ein paar Mohnkörner in seinen Brustlatz steckte, um ihn wieder zu erkennen und ihm vielleicht später einmal vergelten zu können, was er an uns gethan hatte. An der Stelle aber, an der er gefallen war, machte sie ein Zeichen und eine kleine Höhlung, damit das Blut sich darin sammeln könnte, das er für uns vergossen hatte, und nichts davon verloren gehen sollte. Und alle Jahre, so gegen die Zeit der Schlacht, schickte sie mich hin, zu untersuchen, wie es an der Stelle aussehe und ob noch nichts zu merken sei.

„Wie ich denn nun wieder einmal dort angekommen bin, hat auf dem Fleck die schönste Zeitlose geblüht, die je ein Auge gesehen, und als ich das der Mutter gemeldet, hat sie mir gesagt: „Jetzt bleibe dort, und wohin die Zeitlose geht, da folge ihr nach, denn sie ist erblüht aus dem Herzblut des Offiziers, und ehe sie nicht sein eigen ist, ehe wird er nicht wieder lebendig."

„Darauf hat sie: vorwärts Marsch! kommandirt, und ich bin zurückgekehrt und habe unsichtbar bei der Zeitlose gesessen Tag und Nacht, und sie ist immer schöner geworden, daß ich eine ordentliche Liebe zu ihr gefaßt habe, und die Menschen, die vorüber gingen, sie zu lieblich fanden, als daß sie sie gebrochen hätten. Da ist aber

eines Nachts der Nebel gekommen, hat das ganze Thal umstricken lassen von der Herbstspinne, und wie er nun sicher war, daß sie ihm nicht entrinnen konnte, hat er sich tief herabgesenkt, hat die Zeitlose mit seiner kalten Hand ergriffen und fortgeschleppt in sein Nest.

„Ich folgte ihr mit Blitzesschnelligkeit, denn die Mutter rief mir zu, daß ich eilen und Zeitlose nur warm halten möchte im Nebelreich, damit sie lebendig bleibe bis der Jahrestag der Schlacht zum siebenmal siebentenmale wiederkehre.

„Nun hast Du gesehen, wie die Todten auferstanden und wie sie vorübergezogen sind als bleiche, flüchtige Schatten, die kein Leben mehr bekommen, bis sie ihr vergossenes Herzblut wieder erhalten haben. Dies geschieht unter Tausenden nicht Einem, weil sie es nicht wissen, daß sie damit lebendig werden können, und Niemand ihr Herzblut rein und unvermischt sammelt, wie meine Mutter es für den blonden Kunibert gethan."

Johannes, der seit er aus der goldglänzenden Flasche den lebendigen Geisteswein getrunken, viel gescheidter geworden war und Verstand hatte wie Einer, hatte aufmerksam der Erzählung Louisons zugehört und sagte, als sie einen Augenblick inne hielt: „Aber was kann das dem Kunibert helfen, da der Nebel ihm die Zeitlose wieder entführt hat?"

„Das ist's eben," entgegnete Louison, „und zu ihrer Befreiung sollst Du uns helfen; dazu haben wir Dich ausersehen, denn nur Einer, der in dem Thale geboren, in dem Kunibert gestorben und Zeitlose erblüht ist, kann das Werk vollbringen. Meiner Mutter gute Geister haben Dich genährt die sieben Jahre lang, während der Nebel Dich umfing, daß Du groß und schön und stark genug geworden bist, den Kampf zu bestehen und Kunibert und Zeitlose zu erlösen. Merke also jetzt wohl auf, was ich Dir sagen werde, und sei unverzagt, denn gelingt das Werk, so soll's Dein Schaden auch nicht sein!

„Hier hast Du eine Distel und einen Mohnkolben, Ableger der Pflanzen, welche der Pharao der großen Pyramide meiner Mutter einst gegeben. Die halte fest, was Dir auch begegnen mag, und fehlt Dir ein Weg, so bahne ihn Dir mit der Distel, naht Dir ein Feind, so sänftige ihn mit dem Mohn, nur halte sie fester, als die Hand Deines Großvaters an dem Morgen, da der Nebel sich sein Nest erbaute! Und nun geh und wende Dein Haupt nicht zurück, wenn ich von Dir geschieden sein werde."

Mit diesen Worten stellte die Kleine sich auf die Fußspitzen, legte die Arme auf Johannes Schulter, ward plötzlich so groß wie er selbst, gab ihm einen herzlichen Kuß und sagte so sanft und zärtlich: „Lebe wohl, lieber Johannes! Auf Wiedersehen!" daß es ihm wie ein warmer

Strom über das Herz schoß und ihm die hellen Thränen in die Augen traten, ohne daß er wußte weshalb, denn es war ihm plötzlich ganz glückselig zu Muthe. Der Laut ihrer Stimme klang ihm noch wundersüß in Ohr und Herzen, als Louison schon verschwunden war, und so gern er sich nach ihr umgesehen hätte, sein Auge noch einmal an der erwachsenen, jungfräulich schönen Louison zu weiden, er wagte es nicht, denn er wollte vor allen Dingen ihr gehorsam sein und ihren Willen vollführen.

Tief aufathmend blieb er noch einen Augenblick stehen, sich auf sich selbst und auf all die Wunderdinge zu besinnen, die er gehört hatte; dann schritt er vorwärts und war noch nicht weit zwischen dem Gewölk gegangen, als er etwas krächzen hörte und die drei Raben vor sich auf drei Föhrenbäumen sitzen sah. Die Raben aber, wie waren die in der Zeit, da er sie nicht gesehen hatte, gewachsen! Die Aeste, auf denen sie saßen, bogen sich tief zur Erde herab, und ihre Schwanzfedern hingen bis zum Boden nieder, so daß sie eine feste Thür bildeten, deren Fugen mit Feuer ausgegossen waren. Sie hatten große Stücke rohen Fleisches vor sich, schnalzten vor Behagen mit den schwarzen Zungen und warfen hier und da ein Knöchelchen herunter.

„Das ist Zeitlosens kleiner Finger," rief der Eine und nagte nach Herzenslust.

„Schmeckt lange nicht so gut, als Kuniberts Herz!“ krächzte der Andere mit solcher Lüsternheit, daß es Johannes vor Grauen durch Mark und Bein rieselte.

Und der Dritte sagte: „Ich warte und warte, bis der Johannes kommt, das frische Menschenkind, das ist der leckerste Bissen.“

„Da ist er schon,“ flüsterten unheimlich mit den Aesten wehend die Föhren, „wir fangen ihn, wir heben ihn auf, wir lassen ihn nieder, da kann er baumeln.“ Dabei schlangen sich ihm zwei Föhrenäste um die Füße, schnellten ihn empor bis fast zu den Gipfeln, in denen er hängen blieb, und nun ließen die Raben ihre Atzung fallen, flogen mit schwerfälligem Flügelschlag in die Höhe und umkreisten den unglücklichen Johannes näher und näher, bis sie seinen Leib berührten und er ihre scharfen Schnäbel schon dicht vor seinen Augen sah.

Sich vor ihnen zu schützen, hob er die Hände empor, aber die Raben bissen nach seinen Händen, daß er kaum im Stande war, vor Schmerz die Distel und den Mohnkolben zu halten, deren Berührung die Raben sehr geschickt zu vermeiden wußten. Endlich jedoch gelang es ihm, als er sich viele Zeit wacker gegen sie und ihre Schnäbel gewehrt hatte, den Arm recht hoch zu erheben und in einem langen Zuge an allen drei Raben mit dem Mohnkolben hinzustreichen, als sie gerade ganz nahe zusammengeflogen

waren, und sogleich ließen sie von ihm ab. Sie flatterten wie im Taumel mehrmals im Kreise herum, legten die Flügel ein und sanken am Fuße der Föhren, schwarz und leuchtend wie große Basaltstücke, leblos nieder.

Darüber erschraken die Föhren, schwiegen still und hielten sich ruhig, so daß Johannes hinabzuklettern beginnen konnte. Aber das war eine schlimme Arbeit, denn er hatte höchstens eine Hand dazu frei, weil er mit der andern die Distel und den Mohnkolben halten mußte. Mit großer Mühe und Noth half er sich mit der Rechten von Ast zu Ast, riß sich hier die Hand blutig und wagte dort den gewaltigsten Sprung, bis er endlich auf dem Boden stand und weiter vorwärts gehen konnte.

Nun dies erste Abenteuer überstanden war, fiel es ihm erst recht schwer auf das Herz, was die Raben gesprochen hatten. Wenn Zeitlose und Kunibert wirklich von den Raben getödtet und aufgefressen waren, so konnte Johannes sie ja nicht mehr erlösen, und der Lohn seiner Thaten war ihm verloren. Er seufzte tief auf und dachte an die schöne Louison, ohne recht eigentlich zu wissen, weshalb sie ihm einfiel, oder was sie mit seinem Lohne zu thun haben könnte.

Seine Hände und Arme, die von den Raben und von dem Klettern sehr verwundet waren, heilten, sobald er sie mit dem Mohnkolben berührte, und als er nun ausgeruht

hatte und weiter wanderte, ging es ihm eine Weile ganz gut, bis der Boden des Nebelreiches unter ihm zu wanken begann. Bald senkte sich eine Wolke auf die andere viele Klafter unter ihm hernieder, so daß er unwillkürlich versucht ward, die Hände auszubreiten, um sich an etwas zu halten; bald schoß aus der Tiefe ein Windstoß zu ihm empor, daß er erschreckt mit den Händen nach seinen Augen fuhr; bald trieb ihm ein Wirbelwind Hagel und Schneegestöber entgegen, die eisig an seinen Wimpern hängen blieben und ihm das Sehen fast unmöglich machten. Aber er widerstand allen Versuchungen, seine Hände zu seinem Schutz zu brauchen, sank ohne Beben in die Tiefe, ließ sich vom Sturmwind plagen und von Hagel und Schnee peitschen, denn er dachte, daß Louison mit ihm zufrieden sein würde, und deren Zufriedenheit ging ihm über Alles.

So gelangte er Abends an das große Wolkengebirge, in dem die Elektricität vergraben liegt. Nirgends war ein Durchgang zu sehen, und er merkte, daß er würde hinüberklettern oder sich mit der Distel einen Durchgang bahnen müssen. Mit dem Klettern wollte es jedoch nicht gehen, denn der Boden war siedend heiß, und so oft Johannes mit seinem Körper ihn berührte, erhielt er einen Schlag durch alle Glieder, daß er taumelte und ihm die Sinne fast vergingen. Er klopfte also mit der Distel an

und der Fels öffnete sogleich einen breiten Durchgang für ihn. Indeß damit schien nicht viel gewonnen zu sein, denn zu beiden Seiten des Weges lagen die Blitze in ihren Höhlen angeschlossen, große feurige Schlangen mit giftgeschwollenen Köpfen und langen blauen, feuersprühenden Zungen. Zwischen ihnen tanzten Millionen von Irrlichtern umher, die sich auf Johannes Schultern setzten und an der Distel und dem Mohnkolben herumleckten, während Sternschnuppen kreuz und quer umherflogen, so daß Johannes von Licht und Gluth und Hitze wahre Höllenqualen zu leiden hatte. Brennend heiß und gierig ringelten und züngelten alle Arten von Flammen und Feuerstrahlen um ihn her, reckten sich empor und schrumpften zusammen, indeß er ging mitten durch, unverzagt, und tröstete sich damit, daß der Mohnkolben ihm Balsam sein werde für alle seine Schmerzen.

Endlich, als Johannes das Ende des Berges erreicht hatte, der sich mit einem furchtbaren Donnerschlage schloß, sank er zusammen. Er drückte die Augenlider zu, sich ein wenig von dem Flammenschein zu erholen und Kraft für die weitere Reise zu sammeln, als er es neben sich langsam heranrauschen und dann lauter und lauter brausen hörte. Er blickte auf und befand sich vor den Seen, in denen der Regen aufbewahrt wird. Schneller und schneller schwoll der Regen an, und ehe er sich dessen versah, war

es bis an seinen Hals gestiegen, daß es ihm den Athem versetzte. Augenblicklich nahm er die Distel und den Mohnkolben in die Linke und fing nun an, so gut er es mit dem einen Arm konnte, sich schwimmend durch die Fluthen zu schlagen. Indessen nur zu bald erlahmte seine Kraft, denn der Regen schoß so prasselnd auf ihn hernieder, daß es seinen Kopf betäubte, während hier und da große Wassermassen sich säulenartig vor ihm aufthürmten und seinen Weg versperrten. Da half aber, als die Noth am größten war, die Distel wieder, das Wasser theilte sich, richtete sich in Wänden empor, und plötzlich stand Johannes auf festem, aber starr gefrorenem Boden.

Naß wie er war, fühlte er, wie erst seine Kleider, dann er selbst mit einer Eisrinde überzogen wurde, daß er kein Glied zu regen vermochte. Er konnte nicht sprechen, er konnte seine Hände nicht brauchen, die um die Distel und den Mohnkolben erstarrt waren, aber er konnte sehen und hören — zu seiner Pein.

Denn vor ihm saß im Eispalast der Nebelkönig im grauen Mantel, eine Krone von dreizehn funkelnden Eiszapfen auf seinem Kopfe, scharf beleuchtet von einem großen rothen Nordlicht, das in langen knisternden Strahlen über seinem Haupte hing. Der Polarstern glänzte goldig hell daraus hervor. Zwei große Eisbären hielten vor seinem Thron Wache, und weiße sibirische Schnee-

vögel flogen diensthuend von allen Seiten hin und her. Zu Füßen des Thrones standen zwei Särge von Eis, in dem einen lag Kunibert bleich und todt, in dem andern die Zeitlose welk und fahl. Die Schneevögel spotteten mit schwirrendem Tone: „Zu spät, Johannes, zu spät, zu spät!“ und flogen an den Regungslosen heran, mit ihren Schnäbeln ihm die Distel und den Mohnkolben zu entreißen.

Johannes litt übermenschlich. Sein Herz, das ihm in der Brust ganz wie erstarrt war und fast nicht mehr ordentlich schlug, wollte ihm brechen vor Weh, als er sah, daß alle seine Anstrengungen, all sein Muth vergebens gewesen waren. Die Gedanken jagten sich in seinem Gehirn, bald wollte er dies, bald jenes Mittel versuchen, sich zu befreien und Kunibert und die Zeitlose zu erretten, aber was kann ein Mensch thun, der fast zu Eis erstarrt ist? Er dachte an Louison und wie sie an ihm zweifeln, wie sie ihn für feige halten würde, wenn er nicht wiederkehrte, und das schmerzte ihn so, daß er es wie eine Wohlthat empfunden hätte, die Thränen vergießen zu können, die kalt und steif in seinem Kopfe lagen.

Mitten in diesen Leiden sah er, daß der Nebelkönig mit seinem Schneescepter den Eisbären ein Zeichen gab, die sich verneigten und langsam auf Johannes zuschritten. Als sie dicht vor ihm standen, sagte der eine: „Louison ist

Eis wie Du, Louison liegt im Eisberge begraben und wird nicht mehr lebendig. Aber Du kannst lebendig werden, wenn Du die Distel dafür gibst und den Mohnkolben dazu. So wie Du es willst, kommt Leben in Deine Glieder."

Leben wenn Louison todt ist! dachte Johannes, die Distel opfern und den Mohnkolben, die sie mir anvertraut! wider ihre Gebote handeln! Nimmermehr! Lieber erstarrt bleiben bis an's Ende der Welt!

Die Eisbären verstanden seine Gedanken und der zweite Bär sprach: „Nun, wenn Du nicht hören willst, so sollst Du fühlen!" und damit warfen sich Beide über ihn her, und der erste schnappte nach seinem Arm und biß ihn über dem Handgelenk, daß der Mohn auf Johannes Fußspitze niederfiel, und kaum hatte sie diese berührt, als eine milde Wärme wie ein schneller Strom durch seine Adern floß und er mit dem Jubelruf zum Leben zurückkehrte.

Schnell schlug er mit der Distel in der noch gesunden Linken gegen die Bären, die in Wassermassen zerflossen, setzte sich mittels des Mohnkolbens die rechte Hand wieder an und eilte nun von der Hoffnung eines nahen Sieges beflügelt, dem Throne zu, denn eine innere Stimme sagte ihm, daß er die Prüfung überstanden habe und am Ziele sei.

Vor dem Throne angelangt, schwang er die Distel um

sein Haupt, und wie er das zum siebenten Male that, flogen die Schneevögel davon. Der Nebelkönig aber fing an zu zittern und zu schwanken auf seinem Sitz, und als Johannes das bemerkte, schwang er die Distel immer schneller und muthiger, und plötzlich lösten sich die Glieder des Königs auseinander. Der eine Arm flog wie ein breiter Nebelstreif nach Osten, der andere nach Westen. Der Kopf wurde immer größer und immer undeutlicher je mehr er anschwoll, bis allmälig die ganze majestätisch furchtbare Gestalt zerfloß und nur leichte Wolkenmassen sichtbar blieben, durch die ein warmes Sonnenlicht zu zittern begann.

Heiße Freudenthränen stürzten aus den Augen des Jünglings. Er kniete nieder und betete. Er hatte die Sonne seit so vielen Jahren nicht gesehen, und eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Erde durchzuckte seine Brust. Freudig erregt eilte er der Stelle zu, auf der die Särge gestanden hatten. Sie waren verschwunden und die beiden geliebten Leichen lagen nahe bei einander im Gewölk. Da nahm Johannes den Mohnkolben und berührte sanft und lind die Zeitlose, und wie sie sich aufrichtete und ihn mit ihrem sanften Glanze anlächelte, legte er sie behutsam an Kuniberts Brust.

Das war kaum geschehen, als Kunibert einen langen, tiefen Athemzug that. Dann dehnte er langsam die Glieder,

schlug die Augen auf, richtete sich schnellkräftig empor, wie ein gesunder Mensch, der recht ausgeschlafen hat, und drückte Zeitlosen fest an sein Herz. Da streckte sich an ihr zuerst ein Blättchen und dann das andere, und wurden zwei schöne röthliche Mädchenarme, und aus dem Kelche tauchte ein reizendes Köpfchen hervor, das barg sich an Kuniberts Schulter, als ob es das Licht noch nicht recht vertragen könnte, und zwei zierliche Füße und ein leichter, schlanker Leib, von lilaseidenem Gewande umflossen, wurden sichtbar, und endlich hing ein wunderholdes Mädchen in Kuniberts Armen, und der rief mal auf mal: „Mein Herzblut Du! mein anderes Ich! habe ich Dich wieder, meine süße Braut?"

Johannes war ganz gerührt von dem Glück der Beiden, aber es blieb doch eine Traurigkeit in seiner Seele zurück, weil sie sich gar nicht um ihn bekümmerten. Da klopfte ihm plötzlich Jemand auf die Schulter und sagte fröhlich: „Und Du hast Niemand, Du armer Johannes, und warst doch so folgsam und so brav!"

Die Stimme kannte er! Er wendete sich um, Louison stand vor ihm, heiterer, schöner, strahlender als je, und nicht mehr als Marketenderin, sondern als die allerprächtigste Dame angezogen, so daß er ganz bezaubert vor ihr auf die Knie sank. Sie aber lachte und rief: „Thor Du!

was knieest Du auf der nassen Wolke, wenn Du an mein Herz kommen könntest!“

Das ließ er sich nicht zweimal sagen, und als denn auch er immer und immer wieder: „mein Herzblut Du! mein anderes Ich! meine süße Braut!“ ausgerufen hatte, wie er es von Kunibert gelernt, da kam dieser mit der schönen Zeitlose, sich viel tausendmal bei Louison und Johannes für ihre Rettung zu bedanken, und die beiden glücklichen Bräute und Kunibert und Johannes waren sehr froh und sehr gerührt.

Und als die Rührung nun vorüber war, ließ Louison vor die Wolke, in der sie sich befanden, zwölf schneeweiße Schwäne spannen, die flogen mit ihnen hinunter in das Thal, in dem Johannes und die Zeitlose geboren und Kunibert gestorben war. Es war mitten im Frühling, der Rasen und die Bäume prächtig grün, das Thal voll Blüthen und voll Vogelsang, und an dem rauschenden blauen Strom stand unter stattlichen Buchen ein glänzend weißes Schloß, dessen Dienerschaft an der bekränzten Pforte den Einzug der Herrschaft erwartete.

„Das schickt Euch meine Mutter zum Hochzeitsgeschenk,“ sagte Louison. „Schloß und Acker und Wald und Wiese und Strom sind Euer. Und übers Jahr, wenn der Storch Euch was Liebes gebracht haben wird, dann sollt Ihr zu uns kommen, und mich und Johannes besuchen in unserm

Palaste in der schönen warmen Provence, am blauen mittelländischen Meere, wo meine Mutter und des Johannes Großvater uns heute Abend zu unserer Hochzeit erwarten. Nehmt's also nicht übel, wenn wir eilig sind und Euch jetzt verlassen." Sie küßte die Zeitlose, gab Kunibert zum Abschied die Hand, steckte die Distel und den Mohnkolben in den Gürtel, winkte dem Schwanenwagen und stieg mit Johannes ein, worauf sich der Wagen wie ein Luftballon erhob und sie nach schneller, schöner Fahrt am Abende sicher und wohlbehalten an dem Schlosse von Louisons Mutter niederließ.

Was da aber für Pracht und Herrlichkeit war, wie das abstach von dem Nest des Nebels, wie sich der uralte Großvater mit dem Johannes freute, und wie glückselig der Johannes mit seiner Louison war, das könnt Ihr Euch natürlich Alle denken.

Tante Renate.

(1841.)

In unserer Familie hatten wir eine alte unverheirathete Tante, die sehr schön gewesen sein und viele Bewerber gehabt haben sollte, wie alle Mütter in der Familie uns erzählten, und die alle Heirathsanträge ausgeschlagen hatte. Das schien uns jungen Mädchen ein unlösbares Räthsel, und wenn eine oder die andere Frau in der Familie hinzufügte: „Tante Renate hat aber auch merkwürdige Schicksale gehabt und ist außerdem ein Sonntagskind“, so war die Neugier, mit der wir Tante Renate betrachteten, auf's Höchste gestiegen und nur der mysteriöse Ton, der in den Worten „ist ein Sonntagskind“ lag, konnte uns abhalten, näher nach dem Geheimniß zu forschen.

Sollte ein Mädchen heirathen, so fragte man Tante Renate um Rath, und ihr Urtheil über den jungen Mann entschied stets die Verbindung. Das war mehr als genug, um uns ehrfurchtsvolle Schauer einzuflößen — man

konnte ja nicht wissen, wie bald man selbst in die Lage käme, vor Tante Renate's Richterworten zu zittern.

Ich war eins der jüngsten Kinder in der ganzen Familie und hatte wohl noch keine Sorge wegen des Heirathsvotums, und doch erregte mir die gute, freundliche Renate eben so viel Scheu als herzliche Zuneigung. Ihre schöne, hohe Gestalt, die feine, edel geformte Nase, das klare, ruhige Auge, und vor Allem der festgeschlossene, decidirte Mund mit den klassisch schönen Lippen, das Alles zog mich im höchsten Grade an. Die eigenthümliche, halb nonnenhafte Tracht und das kleine Spitzenhäubchen sahen bei ihr ebenso vornehm, als einfach aus, und ich konnte mir gar nicht anders denken, als daß Tante Renate ihr Leben lang fünfzig Jahre alt war und daß sie in dem schwarzen Kleide geboren sei. Dazu kam noch, daß ich selbst ein Sonntagskind bin, und ich wollte gar zu gern ergründen, was das eigentlich auf sich habe. Hundertmal wenn ich mit Tante Renate im Dämmerlicht allein saß, hatte mir die Frage auf den Lippen geschwebt: „Tante! was ist das eigentlich, ein Sonntagskind?" aber ich hatte nie den Muth finden können, das Wort auszusprechen.

So war ich ungefähr fünfzehn Jahre alt geworden, und man fing an, mich in die Gesellschaften mitzunehmen, obgleich ich noch die undankbare Rolle eines „Backfisches" spielte, wie man bei uns, unbegreiflicher Weise, die halb-

erwachsenen Mädchen im Scherze zu nennen pflegte. Einmal, es war im Anfange des Winters, hatte die ganze schöne Welt, die aus Bädern oder von ihren Landsitzen zurückgekehrt war, sich bei meiner Großmutter versammelt, und man sprach davon, daß heute einige Fremden vorgestellt werden würden, die hier in Berlin den Winter verleben wollten. Man machte Musik, spielte Karten und die junge Welt trieb sich in den Zimmern herum, wie es nur im Anfange des Winters möglich ist, wenn die verschiedenen Coterien und die kleinen Intriguen sich noch nicht gebildet haben. Da öffneten sich plötzlich die Thüren und Vetter Franz trat mit zwei sehr schönen Männern in's Zimmer. Der eine, in fremder, glänzender Uniform, wurde als Baron Salm, der andere, in eleganter Civilkleidung, als Assessor Hecht vorgestellt. Nach einer augenblicklichen Pause des gegenseitigen Begrüßens kam nun plötzlich Leben und Bewegung in die Gesellschaft. Locken wurden von schönen Fingern auf's neue geringelt, Fichü's zurechtgerückt und das ganze Manöver jener kleinen Koketterien, von denen kein Mädchen ganz frei ist, wurde rasch durchgemacht. Den früher anwesenden Herren entging das nicht, und nur die beiden Glücklichen, welchen diese Künste galten, schienen nichts davon gewahr zu werden. Sie gingen hin und her, kamen endlich in das kleine Boudoir, in das sich Tante Renate zurückgezogen hatte,

und waren bald mit ihr in eine Unterhaltung verwickelt. Ich stand fest an Tante Renate's Lehnstuhl geklemmt, denn ich hatte es noch nicht so weit gebracht, mich selbstständig und frei in der Gesellschaft zu bewegen, und war erst dann recht froh, wenn ich an einem Ofen, einer Fensternische oder hinter irgend einem Stuhle einen festen Standpunkt gewonnen hatte.

Die Unterhaltung hatte sich erst in den gewöhnlichen Kreisen bewegt; die Herren kamen von Reisen, man fragte sie nach befreundeten Personen, denen sie begegnet waren, Tante Renate pries ihnen die Herrlichkeiten Berlins, Baron Salm war begierig, die berühmten Männer kennen zu lernen, die Schriftsteller vor Allem, und bald sprach man über Literatur, besonders über ein Werk, das eine lange Abhandlung über die Seelenwanderung enthielt. Die Herren tadelten das Werk entschieden und meinten, dergleichen Thorheiten müßten auch im Scherze nicht mehr besprochen werden, und es sei längst nicht mehr Zeit, der Seelenwanderung anders als ein Mährchen zu gedenken.

Tante Renate sah aber ganz ernsthaft aus; ich dachte, sie nähme es übel, daß die beiden Fremden, während sie mit ihr sprachen, mich immerfort ansahen und ihre Rede an mich zu richten schienen, obgleich ich meinen Mund nicht aufgemacht hatte und auch auf eine entschiedene Frage nichts zu antworten wußte, so verlegen machte mich

die Aufmerksamkeit der beiden Fremden; böse war ich aber darüber nicht.

„Sie betrachten also die Seelenwanderung wie ein Mährchen, Baron Salm", sagte endlich Tante Renate, „und ich habe doch meine eignen Ansichten darüber. Auch ich bin fern davon, zu glauben, daß irgend ein galanter Cavalier oder eine schöne Prinzeß plötzlich in einen Löwen oder in ein Vögelchen verwandelt werde. Wozu sollte das auch? Ob es aber nicht umgekehrt möglich sei, ob das nicht oft vorkomme, das weiß ich nicht."

Dem Assessor Hecht schien das ganze Gespräch nicht zu behagen, seit von der Seelenwanderung die Rede war, denn er hatte mehrmals versucht, der Unterredung eine andere Wendung zu geben, als aber die Tante anfing, sich weitläufiger darüber zu erklären, schob er fast hastig seinen Stuhl fort und ging hinaus, was Baron Salm zu miß-billigen schien.

„Sie glauben doch nicht, meine Gnädige," sagte er, „daß es irgend einem Geschöpfe gegeben sei, seine Gestalt zu ändern, wenn es ihm beliebt?"

„Nicht wenn es ihm beliebt, wohl aber glaube ich, daß es oft in einem höhern Rathschlusse so gefügt wird."

„Aber halten Sie es denn für möglich, daß der Mensch zur Strafe in ein Thier verwandelt werde?"

„O bewahre! das wäre ein Rückschreiten in der Natur,

in der es keinen Rückschritt giebt. Ich glaube aber fest, daß die Thiere eine Seele haben, ähnlich der unseren, und daß es dieser Seele gegeben ist auf eine gewisse Zeit ihre äußere Gestalt zu verlassen, und eine andere, eine menschliche Gestalt einzunehmen."

„Das wäre ja ein beneidenswerther Vorzug, mein verehrtes Fräulein, wenn man so nach Belieben jetzt seine Geliebte im Salon bewundern und eine Stunde später sie als Nachtigall mit den süßesten Klängen der Liebe in den Schlaf singen könnte, ein Vorzug, dem nichts im menschlichen Dasein gleich käme."

„Nichts?" entgegnete Tante Renate, „und ist nicht vielleicht der Sonambulismus, der unseren Geist der Erde entrückt, und während dessen unser Körper wie eine leere Hülle liegen bleibt, etwas Analoges? Wer weiß, ob unsere Seele nicht eben so gut in der Gestalt eines Seraphs in Wolken schweben und Himmelsglück genießen kann, als es der Seele der Thiere vergönnt ist, unter uns in menschlicher Gestalt zu erscheinen."

Herr von Salm lachte verlegen, und mir wurde auch ganz verlegen zu Muthe, denn solche sonderbare Sachen hatte Tante Renate noch nie gesprochen; ich schämte mich ihrer fast und war doppelt froh, als der Walzer ertönte und Baron Salm mir die Hand zum Tanze bot. Das war die einzige Art von Unterhaltung, bei der ich in der Gesell-

schaft schon mitzählte, und der Baron tanzte ganz vortrefflich.

Ich dachte, er würde über der Tante Unterhaltung irgend eine satyrische Bemerkung machen und war ganz erstaunt, als er in einer Pause äußerte: „Fräulein Renate sei eine ungemein geistreiche und scharfsinnige Dame, an deren guter Meinung ihm sehr viel gelegen sei.“ Mir war nun freilich vorgekommen, sie habe lauter dummes Zeug geschwatzt und ich es gar nicht mehr lange anhören können ohne laut zu lachen.

Kaum war der Walzer mit Herrn von Salm zu Ende, als mich der Assessor zur Galoppade aufforderte und nun tanzte ich fast den ganzen Abend mit den Beiden, und war sehr froh, daß man mir endlich auch einmal die Cour machte, wie den älteren Cousinen. Ich kam mir plötzlich völlig erwachsen vor, und ging ganz unbefangen quer durch das Zimmer, ohne mich an die verschiedenen Stühle auf dem Wege hinzuschlängeln, ja ich ärgerte mich nicht einmal, als ich Vetter Franz zu den Fremden sagen hörte: „Aber sagt mir nur, was Ihr an der Bertha findet, das ist ja noch ein kompletter Backfisch!“ Ich ärgerte mich gar nicht, hatte ich doch des Barons Antwort gehört, daß er diesen Backfisch gerade sehr reizend fände, und daß der Assessor seiner Meinung sei. Ich war wie umgewandelt und hatte mir fest vorgenommen, mich nicht mehr in

die Winkel drängen zu lassen, denn ich . . . ja was denn? — das wußte ich selbst nicht recht. Hätte man damals schon das schöne Wort gekannt, ich würde gesagt haben, denn ich — fühlte mich heute ganz emancipirt.

Was soll ich nun lange erzählen? Dem Balle folgte ein Morgen, an dem die Fremden meinen Eltern ihren Besuch machten; dann wurden sie zu uns eingeladen, kamen öfter und beschäftigten sich auch, wenn wir am dritten Orte zusammentrafen, fast nur mit mir, und bald hieß es überall, „daß Baron Salm und Assessor Hecht der kleinen Eikstädt ganz gewaltig den Hof machten“, und die jungen Damen nannten mich nun absichtlich „die kleine Eikstädt“, obgleich ich gewiß nicht klein war. Sie wollten nur zeigen, daß sie mich keineswegs anerkannt hätten, und behandelten mich jetzt erst recht, als wäre ich noch ein kleines Kind.

Hatte ich mit den Fremden getanzt, so fragten sie nicht: „wovon habt Ihr Euch unterhalten?“ sondern es hieß nur: „nun, was hat er Dir erzählt?“ als ob ich gar nichts zu antworten verstünde. Ich rächte mich aber dafür und sagte gar nichts von den schönen Reden, die ich hörte; nur eines konnte ich nicht verschweigen: daß die Herren so kalte Hände hätten, daß man es durch die Handschuhe empfände.

„Ja,“ lachte eine von den Cousinen, „die Adorateure

eines Backfisches müssen auch Amphibien oder Fische sein und kaltes Blut haben, und es ist Sympathie, Berthachen, die sie zu Dir zieht."

Mein Blut wurde dabei etwas heiß und trat mir voll in die Wangen; was sollte ich aber machen? Muth hatte ich nur im Umgang mit Männern, gegen Damen war ich doch noch sehr verlegen.

Meine Eltern sahen das so mit an, wie Eltern die ersten Eroberungen eines einzigen Kindes immer ansehen, mit einer Art von geschmeicheltem Stolze. — Nur Tante Renate schien besorgt und machte oft ganz sonderbare Bemerkungen über meine beiden Verehrer. In der Zeit mußte ich wöchentlich einmal im Hause meiner Großeltern, bei denen Tante Renate lebte, vorlesen kommen. Einst brachte ich den „grünen Domino" mit und konnte mich nicht genug über das hübsche Stück freuen; auch meine Zuhörer lachten, bis ich an die Stelle kam:

„Es ist ein Fischgeschlecht, in Menschenhaut gebannt,
Liebhaber so brutal und Männer so galant."

Ich jubelte auf vor Lachen, die Großmutter aber sah Tante Renate an, und diese sagte mit einem Seufzer: „Körner ist ein wahrer Dichter, denn er ahnte, was kein Verstand der Verständigen sieht, und er hat oft die frappantesten Wahrheiten ausgesprochen, ohne es selbst zu wissen. Ich war ganz verwundert über den Ernst und

die Bemerkung, und als Tante Renate bald darauf gar zu weinen anfing, wurde auch Großmutter verstimmt und bat mich, nicht weiter zu lesen. Alles war still im Zimmer, mir wurde sehr bange, ich fühlte, daß hier irgend ein Geheimniß obwalte und beschloß, heute den Zusammenhang um jeden Preis zu erfahren. Mit klopfendem Herzen schlich ich Tante Renaten auf ihr Zimmer nach. Es war kein Licht darin, die Tante stand im Fenster, hell vom Monde beschienen. Ich trat zu ihr, küßte ihre Hände und beschwor sie, mir doch endlich zu sagen, was ihr denn eigentlich fehle.

Sie streichelte mich und sagte: „An Dich dachte ich eben, mein Kind, und es ist mir lieb, daß Du kommst, ich habe mit Dir zu sprechen. Setze Dich zu mir und höre mir zu.“

Ich that, was sie mir sagte und sie begann: „Wir beide, meine liebe Bertha, sind Leidensgefährten, wenn ich so sagen kann, wir sind Beide Sonntagskinder, und ich halte es für meine Pflicht, Dir Aufschluß über meine Vergangenheit zu geben, und Dir meine Erfahrungen mitzutheilen, damit Dir die Leiden womöglich erspart werden, die mein Leben verbittert haben. Du wirst bemerkt haben, wie ich in meinen Ansichten über den Zusammenhang der Menschen und der Geisterwelt oft von allen anderen abweiche und hast mich selbst wohl manchmal des Aber=

glaubens beschuldigt. Ein Sonntagskind, dessen Augen geöffnet sind, sieht aber Alles anders und richtiger und verliert dadurch in gewisser Beziehung den Zusammenhang mit den übrigen Menschen. Du hast vielleicht schon gehört, daß ein tiefdenkender Philosoph, der erhabene Spinoza, uns das Geheimniß der Schöpfung so erklärt hat, daß eine geheimnißvolle Kraft, die Gottheit, das ganze Universum erfülle, daß sich aber ihr Dasein und Wirken verschieden offenbare, je nach der mehr oder minder vollkommenen Form des Gegenstandes, in dem sie wirke. So blüht Gott in der Blume, so spielt der Strahl der Gottheit in den Goldfischchen in jenem Glase, so steigt ein göttlicher Jubel aus der Kehle der Lerche, und noch schöner und reiner offenbart er sich im Lächeln des schuldlosen Kindes, auf der klaren Stirn der Jungfrau und in den stolzen Zügen wahrer Männlichkeit. Ueberall und in jeder Form, die die Gottheit gewählt hat, kommen Momente vor, in denen sie fast die Form zu durchbrechen scheint und in denen das Gefühl dieser durchleuchtenden Göttlichkeit plötzlich in einem anderen Geschöpfe anklingt und Wiederhall findet. Das ist das Geheimniß der Sympathie, die uns oft so wunderbar zu Fremden zieht, das ist der treue Blick des Hundes, der unsere Schmerzen versteht und theilt, und dessen Theilnahme uns Genuß ist. Glaube mir, nur dadurch wird die Liebe der Menschen

für Pflanzen und Thiere begreiflich. Jahrhunderte lang hat man in dunkler Ahnung dieser Wahrheiten geglaubt, daß die Seele des Menschen in die Thiere gebannt werden könne, das aber ist unmöglich, denn in der Welt ist Alles fortschreitend, Alles kann sich nur in aufsteigender Linie entwickeln, bis es seinen Höhepunkt erreicht hat und wieder völlig aufgelöst wird in das All, um auf's Neue den Kreislauf des Lebens zu beginnen. Finden sich im Erdenwallen nun harmonisch entwickelte Wesen zusammen, Geschöpfe, die auf gleicher Stufe ihrer Entwickelung stehen, so verschmelzen sie in gewissem Sinne in einander, fördern einander, und wir nennen das Glück. Kommen Geschöpfe von ungleicher Entwickelungsstufe zusammen, so hindern sie einander und wir nennen das Unglück. Das höchste Unglück aber ist es, wenn ein Geschöpf, das eben erst von seiner Thierbildung in die Menschengestalt übergetreten ist, und unter derselben noch die Eigenschaften und Neigungen seiner bisherigen Entwickelungsstufe beibehalten hat, in Liebe zu einem schuldlosen Mädchen aus einem alten Menschengeschlechte entbrennt, und — dies Schicksal ist das meine gewesen.

„Als ich achtzehn Jahre alt war, zur Zeit der französischen Kriege, kam Obrist Belaigle in unser Haus. Seine anerkannte Tapferkeit, sein stolzes, schmeichelndes Wesen gewannen ihm meine Gunst, um die er seit der

ersten Stunde warb. Ich war jung und gut und liebte den stattlichen Mann bald von Herzen; jede Falte meines Gemüthes lag offen vor ihm, und er schien sich mit Entzücken an dem Reichthum zu weiden, den meine Seele bei dem ersten Erwachen ihm bot. Freilich fiel es mir auf, daß Obrist Belaigle alle diese Gefühle bewunderte, daß er sie aber nicht theilte. Ich dachte jedoch darüber nicht nach, ich war so selig im Liebe-Geben, daß ich nichts entbehrte. So dauerte unser Verhältniß eine ganze Weile fort, bis Belaigle um meine Hand warb, die ihm von den Eltern zugesagt wurde. Mit der Ruhe, die nach unserer förmlichen Verlobung eintrat, fand sich aber bei mir auch ein ernsteres Nachdenken über unser Verhältniß ein. Ich wurde traurig, denn ich hatte meine ganze Seele hingegeben und keinen Anklang für das gefunden, was mich erfüllte. Religion war meinem Verlobten ein Ammenmährchen, von dem die französische Revolution uns befreit habe, und Sitte und Zucht hielt er für Thorheiten, von denen wir selber uns frei machen müßten. In der Noth meines Herzens wandte ich mich zu Gott und bat ihn, mir beizustehen und mir, wenn es möglich sei, einen Ausweg zu weisen. Nach diesem Gebete schlief ich ein und träumte, daß meine alte verstorbene Amme zu mir käme, mich in ihre Stiftswohnung holte und mich dort, wie ich es als Kind oft gethan, in ihren alten Koffern und

Schränken herumkramen ließ. Da fand ich bald ein altes Gesangbuch, in dem der liebe Gott als alter Mann mit einer Krone abgebildet war, bald kleine verblichene Schuhe und Kleidchen, die ich als Kind getragen, kurz, Alles lag noch so, wie ich es gesehen hatte, als ich das letzte Mal bei ihr gewesen war. Sie zeigte mir auch ein altes Traum- und Wunderbuch und rieth mir, in allen schwierigen Lagen meines Lebens darin Rath zu suchen. Dann spielte ich mit fremden Kindern und pflückte Perlblumen im Gärtchen am Stifte, und als eins der Kinder mir meine Blumen fortnehmen wollte, kam mein Bräutigam mit seinem Regiment und eroberte die Blume, nahm mich in seine Arme und flog rasch mit mir davon, und das Regiment spielte die Oginsky-Polonaise. Mitten in dem Fluge wachte ich auf, lachte über meinen Traum nach so ernstem Abendgebet, und wurde doch plötzlich betroffen bei dem Gedanken an das alte Wunderbuch, das ich in der That von der Amme geschenkt bekommen und weggelegt hatte, ohne es je angesehen zu haben. Ich schalt mich selbst eine Thörin, daß ich in diesem Augenblicke wirklich mit Vertrauen an das alberne Buch dachte, hatte mich aber kaum angekleidet, als ich schon eifrig danach suchte und es endlich glücklich auffand. Ganz verstohlen setzte ich mich hin und las: Mittel gegen Sommerflecken, gegen böse Augen, gegen Hexen und gegen das Verrufen. —

Horoskope für alle Tage im Jahre. — Endlich finde ich etwas, das mich überrascht: „Ein Mägdlein, geboren in der Tag- und Nachtgleichen im Frühjahr, so diese auf einen Sonntag fällt, kann Wundersames erfahren, wenn das Aequinoctium und somit des Mägdleins Geburtstag an einem Sonntage wiederkehrt. Ist sie dann in Liebe entbrannt und nicht glücklich, so stelle sie sich um Mittag an einen Kreuzweg und merke auf, was sie sieht, schweige aber vom Gesehenen, so ihr Leben lieb ist, es sei denn in ganz gleichem Falle."

„Erst klang mir das Alles wie dummes Zeug, dann aber dachte ich: und wenn es dennoch Dinge zwischen Himmel und Erde gäbe, von denen unsere Philosophen sich nichts träumen lassen? Zudem war in den nächsten Tagen der zweiundzwanzigste März, und also mein Geburtstag an einem Sonntage. Was konnte es also schaden, wenn ich zufällig die Friedrichs-Straße entlang ging und die zwölf Glockenschläge an einer Stelle abwartete, an welcher zwei Straßen sich kreuzten? — Neugier, Lust am Abenteuerlichen und vor Allem inneres Unbehagen trieben mich zu dem Versuch, denn ich fühlte mich sehr unglücklich. Genug, ich ging. Das Wetter war schön und ich durchkreuzte eine Menge Straßen mit gewaltigem Herzklopfen, weil ich mich mehr und mehr überzeugt hielt, es müsse mir Etwas begegnen. Da schlug es zwölf Uhr,

und noch waren die ersten sechs Schläge nicht verklungen, als ich plötzlich dachte, ich sei verzaubert, denn bald sah ich eine Dame mit einem Vogelkopf, bald ging ein Mann vorbei, in dem der Kater nicht zu verkennen war, dann sah ich Jemand, der rasch und blühend daherschritt und über dem der Engel des Todes schwebte. Mir vergingen die Sinne, und wie von Furien gepeitscht, eilte ich nach Hause, innerlich bebend bei dem Gedanken, die Meinen wiederzusehen. Todtenbleich trat ich in das Wohnzimmer und war ganz glücklich, als mir meine lieben Eltern und meine guten Geschwister in ihrer schönen unveränderten Gestalt entgegen traten.

„Aber das furchtbare Geheimniß war zu plötzlich meinen Augen enthüllt, mein Körper erlag der entsetzlichen Entzauberung, und als ein paar Stunden darauf Belaigle zu uns kam, lag ich in den heftigsten Phantasien, und der Arzt erklärte, daß ein Nervenfieber im Entstehen sei. Belaigle, von dem ich unaufhörlich gesprochen, verlangte zu mir geführt zu werden, und man willfahrte ihm, weil man hoffte, daß sein Anblick mich beruhigen würde.

„Kaum aber hatte ich ihn erblickt, als ich wild aufschrie, denn mein Bräutigam war ein großer Steinadler, dessen Augen fürchterlich funkelten und mich zu verschlingen schienen.

„Rettet mich, rettet mich!“ schrie ich, „schafft den Adler

hinaus, oder ich sterbe!" Meine Mutter hielt es für ein neues Fieberbild, das mein krankes Gehirn hervorgerufen, Belaigle aber wendete sich erbleichend von mir ab und verließ das Zimmer.

„Nun folgte für mich eine lange Zeit, von der ich gar nichts weiß, weil ich sie abwechselnd in zügellosen Fieberphantasien oder in bewußtlosem Zustande zubrachte. Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, stand mir das Bild Belaigle's immer vor, wie es sich plötzlich in den gewaltigen Adler verwandelt hatte, und um keinen Preis konnte ich mich entschließen, nach meinem Verlobten zu fragen, obgleich mein Herz eine Lücke fühlte, die mich sehr unglücklich machte. Meine Eltern vermieden es ebenfalls, der Vergangenheit zu erwähnen, bis ich fast genesen war und man mir sagte, Belaigle habe an dem Abend, als ich erkrankte, ein flüchtiges Billet geschrieben, in dem er gemeldet, daß unaufschiebliche Verhältnisse ihn zu einer Reise zwängen, deren Dauer er nicht bestimmen könne. Er hatte keinen Gruß für mich, kein Andenken für die Vergangenheit, keine Hoffnung auf eine bessere Zukunft ausgesprochen. Die Meinigen begriffen es nicht und forschten vergebens bei des Obristen Vorgesetzten, die eben so bestürzt über sein plötzliches Verschwinden waren, und es irgend einem räthselhaften Unglücksfall zuschrieben. Ich allein begriff und wußte Alles; freilich aber hatte ich

meine Ueberzeugung mit dem Frieden und der Heiterkeit meines Lebens erkauft."

Tante Renate schwieg und ich schauerte vor Angst, denn die Ahnung eines Unheils, das mir bevorstände, tauchte plötzlich in mir auf. Die Tante zog mich zu sich empor, küßte mich und seufzte tief, dann behielt sie mich, wie man ein Kind hält, auf ihren Knieen und fuhr fort: „Erinnerst Du Dich noch, liebe Bertha, des Abends, als der Baron und der Assessor bei Deinen Eltern eingeführt wurden, und erinnerst Du Dich meiner Unterhaltung mit ihnen, so wirst Du auch verstehen, was ich damals sah, was ich dabei empfand, und wie ich bestrebt war, es den beiden Fremden begreiflich zu machen, daß ein Wesen in ihrer Nähe war, welches sie erkannte, welches sie bewachte und im Nothfalle berechtigt wäre, ihre bösen Anschläge zu Schanden zu machen.

„Ich sah mit Sorge ihre Aufmerksamkeit für Dich und Deine vollkommene Arglosigkeit, und schon lange hat es mich getrieben, Dir die Mittheilungen zu machen, doch es war ja möglich, beide Männer blieben Dir gleichgültig, und ich wollte Deine Unbefangenheit nicht unnütz zerstören.

„Seit einigen Tagen, vergieb mir, mein gutes Kind, wenn ich vielleicht Dein Herzensgeheimniß berühre, scheint es mir aber, als ob der glänzende Baron Dir nicht gleich-

gültig sei, und jetzt war es mir also Gewissenssache und Pflicht Dich zu warnen und Dich vor den Leiden zu bewahren, die meine Jugend verbittert haben. Du, mein armes Sonntagskind, Du sollst nicht einem jener Halbmenschen zur Beute werden, Du sollst niemals die Welt in jener nackten eisigen Wirklichkeit kennen lernen, vor der das arme Herz erstarrt."

Und abermals schwieg Tante Renate. — Ich weinte bitterlich, denn obgleich ich den Baron nicht liebte, so fehlte doch nur wenig dazu, das lebhafte Wohlgefallen, das er mir einflößte, in Liebe zu verwandeln. Ich schlang meine beiden Arme um der Tante Hals, und beschwor sie, mich zu retten und es mit meiner Mutter so einzurichten, daß ich die Herren nicht wiederzusehen brauchte. Die Tante versprach mir Alles und schrieb meinen Eltern, daß die Großmutter mich über Nacht bei sich behalten und schwerlich vor morgen Abend zurücksenden würde. Sie aber würde morgen Mittag statt meiner die Honneurs bei unserm kleinen Diner machen helfen, und sie hoffe, meine Mutter würde mit dem Tausche nicht unzufrieden sein.

Es war nichts Ungewöhnliches, daß ich so Tage lang bei meiner Großmutter blieb, es fiel also auch Niemandem auf, aber ich hatte noch niemals die Zeit bei der Großmutter so langsam vorüberziehen gefühlt, als eben damals.

Ich war eigentlich beständig wie in einem Traume, ich

wußte nicht, ob ich wache oder schlafe, ob ich gesund sei oder ob ich im Fieber liege. Ich stand am Fenster und sah die Menschen vorübergehen und dachte: Seid Ihr denn Menschen? Ich dachte an meine jungen Freunde und Freundinnen, und fragte mich: was liebst Du denn an ihnen? Und wie ich irre geworden war an Allem um mich her, so wurde ich auch irre an mir selbst. Ich kam mir freilich wie gerettet vor, aber ich war fröhlicher gewesen, als ich mich noch unbefangen keiner Rettung bedürftig geglaubt hatte, und mir lagen beständig die Worte im Sinn: denn das Wissen ist der Tod!

Am Abend, als die Tante nach Hause kam, sah sie behaglich und heiter aus. Sie gab ihrer Kammerjungfer Shawl, Handschuhe und Fächer zum Fortlegen und setzte sich auf den Sopha so bequem hin, als wüßte sie, daß sie ein gut Stück Arbeit gethan.

„Nun, Bertha?“ sagte sie nach einer Weile, da ich ihr zaghaft gegenüber gestanden hatte.

„Nun, Tante?“ fragte ich.

„Die Herren reisen,“ entgegnete sie, „sie reisen morgen ab.“

Ich forschte nicht, wie sie das bewerkstelligt habe, und sie theilte es mir nicht mit; ich konnte mir nicht helfen, ich mußte weinen. Das war nicht Gram über die Entfernung des Barons, ich that mir nur so leid, weil ich er-

leben müssen, was so manchen Anderen erspart blieb, und traurig und doch mit einem angenehmen Gefühle von Wichtigkeit sagte ich: „Ach Tante! wie unglücklich sind wir! Das Wissen ist der Tod!"

„Ja," versetzte sie, „aber die Liebe ist das Leben. Daran halte Dich, mein Kind. Die Liebe wird Dich erlösen, denn sie ist allmächtig und kann Alles — selbst böse Erinnerungen vergessen machen."

Es gefiel mir sehr, daß die Tante mich auf die Liebe vertröstete, nnd ihre Vertröstung war eine Prophezeihung; die Tante war und blieb damals und durch manche Jahre meine Helferin und meine Stütze. Schon am folgenden Tage erbot sie sich, mich mit auf Reisen zu nehmen, und die Anstalten zu denselben, das Besorgen, Einpacken, Abschiednehmen und das Erwarten der merkwürdigen Erlebnisse, die man bei einem ersten Ausfluge stets zu haben meint, ließen mir gar wenig Zeit, an den entfernten Baron zu denken.

Die Reise und der Aufenthalt im Bade zerstreuten mich dann vollends, da der Eindruck, welchen der Baron auf mich gemacht hatte, wirklich nur ein sehr flüchtiger gewesen war; und als ich ein Jahr nach meiner Rückkehr die Bekanntschaft meines Mannes machte, an dem ich einen wahren und vortrefflichen Menschen besitze, und an dem

selbst Tante Renate keinen Makel findet, da trat die Vergangenheit für mich so völlig in den Hintergrund, daß mir selbst die Begegnung mit dem Baron jetzt beinahe wie ein Traum oder wie ein Mährchen erscheint.

Eine alte Firma.

(1860.)

Der Sommer war gar kein Sommer gewesen; wer eine Reise unternommen, hatte keine große Freude davon gehabt. Statt des Sonnenscheins hatte es überall nur Nebel und graue Tage gegeben, und in den Kurorten hatten die Leute trübselig in ihren Wohnungen gesessen und waren froh gewesen, wenn sich mit ihren Hausgenossen eine Art von Verkehr gebildet hatte, der über die langen Abende mit ihren vielen leeren Stunden hinweghalf. Mit solcher zufälligen Gesellschaft erschöpft sich aber die Unterhaltung leicht. Man hat mir ihr keine gemeinsamen Erinnerungen, man hat auch keine gleichen Ansichten, seine eigenen Verhältnisse kann man den fremden Leuten nicht preisgeben, und recht aus seiner tiefsten, innern Ueberzeugung heraus mag man mit Personen, die man nicht kennt, doch auch nicht sprechen. Es bleibt also gar nichts übrig, als von den Tagesereignissen zu reden, die in solch' kleiner Gemeinschaft keinen großen Stoff für die Unterhaltung bieten,

oder das Gespräch auf die Vorgänge in der Politik, auf das Allgemeine zu richten, wobei die Meinungsverschiedenheit auch oft ein Hinderniß für die Freiheit des Gedankenaustausches wird. Ehe man es sich also versieht, wird man zum Erzählen von Dingen genöthigt, die man Andere einmal erleben oder Dritten geschehen sah, und es ist dann ein wahres Glück, wenn sich in dem Kreise Jemand findet, der so gut zu erzählen weiß, wie die alte Frau Arenthaler, die den Mittelpunkt unserer ganzen Gesellschaft bildete, und uns eines Nachmittags, an dem es ganz unmöglich war, das Haus zu verlassen, mit folgender Geschichte die Stunden verkürzte.

„Ich habe mir nie etwas aus den Romanen gemacht," sagte sie, „in denen die allerwunderbarsten Ereignisse zusammengetragen werden, um die Leute damit in Erstaunen zu setzen. Sie sind mir immer wie Pasteten erschienen, in denen alle Ingredienzien von der Welt zusammengemischt werden, damit etwas ganz Besonderes zu Stande komme. Etwas Besonderes wird's denn freilich auch, und man sieht's den Leuten, wenn sie es essen, deutlich an, daß sie sich darüber wundern, wie diese Dinge, diese Erzeugnisse aller vier Welttheile, sich in der einen Schüssel zusammenfinden konnten. Es schmeckt Jeder davon, und wer einen abgestumpften Gaumen hat, findet auch sein Vergnügen daran. Die Mehrzahl hat aber doch ein ehr-

lich Stück Braten lieber, und wie ich meinen Gästen bei mir zu Hause immer nur einen ordentlichen Braten und ein Gericht Gerngesehen vorsetze, so ist's auch nur eine ganz gewöhnliche Hausmannskost, eine ganz alltägliche Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen habe. Es ist gar nichts dabei zum Verwundern, und es hat wohl Jeder von Ihnen Aehnliches erlebt, nur daß er sich nicht im Zusammenhange daran erinnert."

Sie rückte dabei die Haube mit dem weißen Bande zurecht, die ihr freundliches, altes Gesicht umgab, nahm die Brille ab, weil sie nicht weiter an der Wiegendecke für ihre Tochter häkeln wollte, und begann dann in ihrer ruhigen Weise also zu berichten:

„Es war im Herbste des Jahres achtzehnhundertsiebenundvierzig, als bei uns im Hamburg das Haus von Gotthard James Brooke das hundertjährige Bestehen der Firma feierte. Der erste Brooke war ein armer Markthelfer gewesen, der sich durch Fleiß und Beharrlichkeit, durch Klugheit und Entschlossenheit heraufgearbeitet hatte. Aus einer kleinen Bude, in der er unten am Hafen allerlei Kleinkram für die Schiffer feil geboten, war er mit seinem Geschäfte in die Stadt hinaufgezogen, und hatte endlich das Haus am Jungfernstiege gekauft, das jetzt dem Schwager meiner Tochter gehört.

„Zur Zeit des Jubiläums war der Urenkel von Gott=

hard Brooke, William Brooke, Inhaber des Geschäftes, und wie er einer der ersten Männer an der Börse war, so nahm er auch in unserer Kaufmanns-Aristokratie eine der ersten Stellen ein. Er beherrschte den ganzen Getreidemarkt, hatte eigene Schiffe in allen Häfen, sein Haus war voll von Fremden, und das muß man ihm nachsagen, er verstand es, einen guten Gebrauch von seinem Gelde zu machen. Galt es ein allgemeines Unternehmen, irgend eine Anstalt der Wohlthätigkeit, so stand sicher William Brooke mit einer Summe auf der Subskriptionsliste, deren kein Fürst sich schämen durfte; schickte ein Künstler ein bedeutendes Kunstwerk nach Hamburg, so kaufte es William Brooke, und da er seine Kunstsammlung bereitwillig jedem Besucher öffnete, so leistete er durch seine Ankäufe zugleich immer etwas für die ganze Stadt. Sein Haus war Fremden und Einheimischen ein angenehmer Versammlungsort. Seine Frau — er hatte eine Engländerin aus einer verarmten Adelsfamilie geheirathet, die er auf einer seiner Reisen kennen lernte — wußte die Honneurs desselben vortrefflich zu machen, und wenn sie auch für hochmüthig galt, so verzieh man ihr das, weil man sich wohl bei ihr befand, und weil man wußte, daß sie den Armen im Stillen viel Gutes that.

„Die Brooke's hatten viel Glück, und dazu noch das ganz besondere Glück, daß man es ihnen nicht beneidete.

Sie waren beliebt; man nahm also an dem Jubiläum den größten Antheil, Fremde und Freunde sprachen davon, und wo man davon sprach, konnte man auch das Bedauern ausdrücken hören, daß Herrn Brooke das Einzige fehle, was dieses Jubiläum erst zu einem rechten Feste machen würde: ein Sohn und Erbe seines Namens und damit der angeborene Fortführer des Geschäftes; denn William Brooke hatte nur ein einziges Kind, und das war eine Tochter.

„Aber Helene Brooke, oder vielmehr Ellen, wie man sie nannte, — denn es wurde der Mutter wegen meist Englisch in der Familie gesprochen, und das ganze Familienleben und Hauswesen war nach englischem Muster eingerichtet — Ellen war ein Mädchen, das über die Entbehrung eines Sohnes trösten konnte. Sie war damals achtzehn Jahre alt und wirklich eine Schönheit zu nennen. Dabei hatte sie viel Verstand, es war bei ihrem Unterricht Alles geschehen, was Voraussicht und Reichthum einem Menschen in dieser Beziehung zuwenden konnten, und da beide Eltern ehrenwerthe Charactere waren, so hatte auch Ellens ganzes Wesen einen Zug von sittlichem Ernst und von innerer Tüchtigkeit, die ihrer Anmuth und ihrer Fröhlichkeit noch eine höhern Reiz gaben. Sie war einfach, wie alle diejenigen, die im Reichthum geboren sind, und denen Pracht und Luxus eben deshalb keinen

besonderen Werth haben, aber sie wußte nichtsdestoweniger einen reichen Schmuck vortrefflich zu tragen, und die Mutter gefiel sich in der Behauptung, daß Ellen, wohin man sie auch immer stellen möge, überall an ihrem Platze sein würde. Sie mochte dabei in ihrem Innern freilich weniger an eine einfache Haushaltung denken, als an ein Fürstenschloß, aber es lag in jener Behauptung wirklich etwas Wahres, und Ellens Leben hatte dies bethätigt.

„Daß ein solches Mädchen viel umworben war, versteht sich von selbst. Alle unsere reichen Kaufmannssöhne beeiferten sich ihr zu gefallen, der mecklenburgische und hannöversche Adel, der sich viel in Hamburg aufhielt und natürlich das Brooke'sche Haus vor allen andern Häusern frequentirte, wetteiferte in Ellens Huldigung. Man wußte, daß sie bereits sehr glänzende Bewerbungen ausgeschlagen habe; man sah, daß sie Niemand bevorzugte, und man fragte sich oftmals, wen sie einmal wählen würde oder was die Eltern für Absichten mit ihr haben möchten. In der Familie selbst war aber das Heirathskapitel bisher immer nur sehr oberflächlich zur Sprache gekommen. So oft sich eine Bewerbung um Ellen geltend gemacht, hatte man sie davon benachrichtigt, um ihr, deren Glück die wirkliche Sorge der Eltern war, die freie Wahl zu lassen, und man war im Grunde jedesmal sehr zufrieden gewesen, wenn sie den Antrag zurückgewiesen hatte; denn eine ver-

heirathete Tochter gehört den Eltern nicht mehr, und Herr Brooke und die Frau verlangten nichts Besseres, als das Mädchen noch eine Weile ihr eigen zu nennen.

„Am Morgen des Jubiläums aber mochte der Gedanke, daß ihm ein Erbe seines Namens und ein Fortführer seines Geschäftes fehle, Herrn Brooke wohl besonders fühlbar geworden sein, und er mußte sich wohl mehr als sonst damit beschäftigt haben, denn kaum war Ellen mit der Mutter bei ihm eingetreten, ihm seine Glückwünsche zu bringen, kaum hatte er ihnen seinen Dank ausgedrückt, und sie mit Freude und Rührung umarmt, als sein Gesicht ernsthaft wurde und eine Traurigkeit über ihn kam, die sonst ganz außer seiner Art lag. Madame Brooke fragte ihn, was ihm fehle, was ihn eben heute verstimme.

„‚Ich habe,‘ sagte er, ‚so häufig von der Melancholie des Glückes, von der Furcht reden hören, die den Glücklichen im Hinblick auf sein Glück beschleicht, und habe das eigentlich immer für eine Thorheit gehalten oder doch nie eine solche Empfindung gekannt. Alles was wir besitzen ist die Frucht der Arbeit und des Talentes, ist Folge richtiger Berechnung und schneller Benutzung des günstigen Augenblickes, ist also wohl verdient, und ich darf sagen, so gut benutzt worden, als es wohl verdient ist. Heute jedoch ist es mir plötzlich eingefallen, wie oft der Zufall, oder nennt es das Schicksal, unsere Unternehmungen be=

schützte, wie Manches uns ganz unerwartet gelang, ja gegen alles Erwarten gelungen ist, und ich habe mir zum erstenmale eingestehen müssen, daß wir ein ganz ungewöhnliches Glück gehabt haben, daß es wirklich ein Glück gibt, welches reine, zufällige Gunst des Schicksals ist. Wenn man diesen Gedanken aber in sich aufkommen läßt, gibt man damit zugleich die Möglichkeit eines eben solchen, von jedem eigenen Thun unabhängigen Unglücks zu. — Darin liegt etwas Unheimliches, etwas Dämonisches! Ich konnte mich diesem Eindruck heute nicht entziehen, und es war mir neben demselben fast eine Genugthuung, daß mir der Himmel den Sohn versagt hat, den ich mir so oft gewünscht habe, den nicht zu besitzen, für einen Mann in meinen Verhältnissen, an einem Tage wie dies Jubiläum, wirklich ein Mißgeschick ist.'

„Aussprechen dessen, was uns drückt, heißt oftmals, es auf fremde Schultern laden. Herrn Brooke's Stirn erheiterte sich, aber Frau und Tochter waren schmerzlich berührt. Es thut weh zu erfahren, daß einem Menschen sein höchster Wunsch unerfüllt geblieben ist, dem man Alles zu sein und Alles zu leisten glaubte, was er begehrte. Herr Brooke wurde den Mißgriff, den er gemacht hatte, auch augenblicklich inne, und um zu begütigen, was er gefehlt, sprach er, sich gegen die Tochter wendend: ‚Da du nun bisher mein Glück gemacht hast, Ellen, so wird

es auch an dir sein, mir das Einzige zu bringen, was mir fehlt. Du mußt dich verheirathen, und mir den Sohn in das Haus schaffen, der mir die Firma von Gotthard William Brooke fortführt — denn fortgeführt muß sie werden, darauf halte ich.‘

„Ellen nahm das für eine jener gelegentlichen Aeußerungen; sie legte kein großes Gewicht darauf, weil sie keinen bestimmten Gedanken damit verband. Madame Brooke indessen war sichtlich beunruhigt durch die Worte, und als ihr Mann die Frage that: ‚Weißt du denn noch Niemand, der für uns Beide passen könnte, Mädchen?‘ — fiel die Mutter ihm mit der Bemerkung in die Rede, daß dies kein Tag sei, dergleichen Dinge zu verhandeln.

„‚Gerade umgekehrt!‘ rief Herr Brooke. ‚Ein Festtag ist's für uns, für alle meine Freunde, für alle meine Leute, und ich habe durch die gestern gemachte Stiftung dafür gesorgt, daß es auch ein dauernder Festtag für Hamburg bleiben solle. Unsere Freunde erwarten heute etwas Besonderes für den Abend. Wir haben ihnen Bälle und Soupers genug geboten, damit überraschen wir sie nicht, und eine Ueberraschung möchte ich unsern Gästen doch bereiten. Ellens Verlobung z. B. würde eine solche sein.‘

„Ellen sah ihn verwundert an. ‚Wie kommst du darauf, Papa?‘ fragte sie erröthend.

„‚Mich dünkt,‘ versetzte er, ‚das liegt nahe genug, denn alle Welt wundert sich, daß du dich noch für keinen deiner Bewerber entschieden hast. Fasse heute einen Entschluß, und zwar einen, den man nicht erwartet, und der mir der erfreulichste wäre.‘ Er hielt inne, und sagte darauf: ‚Wenn heute Abend Ellens Verlobung mit Graf Schönthal oder mit dem Erben von Christian Bertram publizirt würde, so würde dies für Niemand eine Ueberraschung sein, und Jedermann das als etwas ganz Gewöhnliches betrachten. Ich hätte aber mein Vergnügen daran, Mädchen, wenn du eine Wahl träfest, die den Leuten etwas zu reden gäbe, wenn du eine Wahl träfest, wie eben nur du sie thun kannst, die auf Geld und Gut nicht zu achten braucht, weil es seit hundert Jahren für dich erworben ist —‘

„‚Ich bitte dich, bester William,‘ fiel die Mutter ihm, mehr und mehr verstimmt, abermals in das Wort, ‚nähre doch solche Ideen nicht in dem Kopf des Kindes. Was in dir republikanischer Bürgerstolz ist, ja, was geradezu eine Seltenheit an einem Manne ist, dessen Geschlecht sich so den eigenen Weg gebahnt, wie das deine, das würde in Ellens Kopf zu einer sehr thörichten Romantik werden, der wir entgegen treten müßten. Und ich bin gewiß, Ellen ist sehr fern von solchen Grillen! Sie weiß,

was sie sich schuldig ist, und was wir von ihr hoffen dürfen!‘

„Die arme Ellen wurde bald roth, bald blaß. Die Wahl ihres einstigen Gatten war der Streitpunkt zwischen ihren Eltern, und die Mutter vermied es daher sonst geflissentlich, das Thema in Gegenwart der Tochter aufkommen zu lassen, von deren Gehorsam sie sich überzeugt hielt, und für welche sie ganz andere Pläne hegte, als der Vater; denn Madame Brooke hatte alle Vorurtheile einer Engländerin und den ganzen Stolz einer armen Adligen. Sie war in der Verehrung von Rang und Reichthum auferzogen, weil Beides ihr gefehlt hatte. So lange sie auch mit William Brooke verheirathet war, in ihrem Herzen war sie immer eine Windham geblieben, und da sie früher durch ihre Verbindung mit Brooke ein fürstliches Vermögen in die Windham'sche Familie gebracht hatte, so war es nun an Ellen eine neue Grafenkrone für dieselbe zu erwerben. Madame Brooke hatte auch bereits eine Wahl getroffen, und sie zweifelte nicht, Ellen für dieselbe geneigt zu machen, sofern der Vater ihr nicht hindernd in den Weg trat. Ellen sollte den Grafen Schönthal heirathen, den Attaché des österreichischen Gesandten, den Sohn und Schwager einer Fürstin, dem die fürstlichen Titel seines Mutterbruders in naher Aussicht standen, und mit ihrer Tochter, der Fürstin Ellen, wollte Madame

Brooke dann einmal ihre Verwandten in England besuchen, um durch Pracht, Reichthum und Namen jene Baronets und Viscounts zu überstrahlen, die einst mit vornehmer Nichtachtung auf die arme Miß Windham herabgesehen hatten.

„Niemand, weder Mann noch Tochter, kannten diese letzten geheimen Gedanken der Mutter, denn sie verstand zu schweigen. Aber Herr Broke sowohl, als Ellen wußten, daß sie vorzugsweise auf eine vornehme Heirath mit Ellen sehen würde, und diese selbst hatte sich den Galanterien und der Bewerbung des jungen Grafen immer freundlich hingegeben. Nicht daß sie etwa eine besondere Liebe für ihn gefühlt hätte — sie liebte weder ihn, noch einen Andern — aber der Graf war jung, schön, lebhaft, die Frauen und Mädchen zeichneten ihn aus, und heirathen mußte sie doch einmal.

„Aber auch der Vater hatte seinen heimlichen Stolz und seine heimlichen Wünsche, und Madame Brooke fürchtete diese so sehr, daß sie sich niemals merken ließ, wie gut sie dieselben errathen habe. Ellen sollte keinen Edelmann, sie sollte überhaupt Niemand heirathen, der es nicht als ein großes Glück ansehen mußte, sie zur Frau zu bekommen; und er wollte, da er nun einmal keinen Sohn besaß, sich einen Schwiegersohn verschaffen, der ihm ganz zu eigen werden konnte, der ganz in seine An=

sichten einging, der sein Geschäft nicht nur übernehmen, sondern nach der eingeführten Weise fortsetzen, und vor Allem nicht daran denken sollte, ihm jemals die Tochter aus dem Hause zu führen. Da aber bei einem Charakter wie Herr Brooke solche Gedanken nicht blos fromme Wünsche bleiben, so hatte er auch bereits den Mann gefunden, dem er die Tochter und ihr Erbe und sein Handlungshaus bestimmte, und dieser Mann war Emanuel Sievert, der einzige Sohn seines einzigen Jugendfreundes.

„Emanuel war sechs, sieben Jahre älter als Ellen. Sein Vater war in den Colonieen gestorben, und Herr Brooke hatte seit Emanuels drittem Lebensjahre Sorge für ihn getragen. Ein Fünfzehnjähriger war er als Lehrling in das Brooke'sche Geschäft eingetreten, und galt nun für die rechte Hand seines Prinzipals und Beschützers. Er nahm seit Kurzem die Stelle eines Disponenten ein, Ellen wußte, wie gern der Vater ihn hatte, wie bequem er ihm war, sie selbst hatte eine gute Meinung von ihm, rühmte ihn oftmals, und Herr Brooke, dem im Leben Alles wohl gelungen war, konnte sich nicht denken, daß Ellen sich weigern würde, die Frau des Mannes zu werden, den er sich zu seinem Nachfolger erkoren hatte.

„Ohne also auf die Aeußerung seiner Frau zu achten, sagte er: ‚Wie wäre es, Ellen, wenn wir heute herunterschickten und Emanuel rufen ließen?‘

„‚Emanuel?‘ fragte Ellen mit wirklicher Verwunderung. ‚Wozu das, lieber Vater?‘

„‚Um ihm zu verkünden, was wir mit ihm vorhaben!‘ antwortete Herr Brooke, und er sah dabei so heiter aus, daß man ihm anmerken konnte, wie angenehm die Vorstellung ihm war.

„Aber statt der Zustimmung, die er zu hören wünschte, schlug das helle Lachen der Tochter an sein Ohr. ‚Den Emanuel soll ich heirathen, den Emanuel? Nein, Papa! Das ist zu komisch! Das hast du doch nicht gemeint. Und so ganz mit einem Male willst du das abmachen, so ohne Weiteres soll ich ihm übertragen werden, wie du ihm erst das Hauptbuch und dann die Procura übertragen hast? Das ist zu komisch, Väterchen!‘ — Sie lachte, auch die Mutter, der nichts erwünschter kommen konnte, als die Art, in welcher Ellen die Sache auffaßte, stimmte in das Lachen ein, und von ihrer guten Laune fortgerissen, fügte Ellen hinzu: ‚Stelle dir nur vor, Papa, wenn der ernsthafte Emanuel jetzt käme, und du sagtest ihm, was du ihm für eine neue Ehre zugedacht, und daß er mein Mann werden solle, und feierlich und ernsthaft wie er ist, gestände er dir unumwunden, daß er dafür danken müsse, weil eine Andere ihm besser gefalle als ich! Das wäre doch außer allem Spaße, das könnte doch möglich sein, und was würde dann aus mir bei solcher Scene!‘

„Sie konnte des Lachens kein Ende finden. Madame Brooke sagte scherzend, das käme davon heraus, wenn ein Geschäftsmann romantisch würde; indeß die Heiterkeit der Frauen blieb ohne allen Einfluß auf den Vater, und strenger als der Anlaß es rechtfertigte, sprach er: ‚Ziere dich nicht, Helene, und scherze nicht, wenn ich ernsthaft mit dir rede. Da ich es weiß, daß Emanuel dich liebt, wirst auch du darüber nicht in Zweifel sein, und daß dieser Mann sein Leben für die Frau läßt, die er einmal in sein Herz geschlossen hat, dessen seid ihr Beide so gewiß als ich. Ich wiederhole es: ich wünsche mir Emanuel zum Schwiegersohn; willst du mir durch deine Zustimmung diesen Wunsch erfüllen?‘

„‚Lieber Vater! Du setzest mich wirklich in Erstaunen, in Verwirrung,‘ wendete Ellen ausweichend ein, die aus Erfahrung wußte, daß mit ihm nicht zu scherzen war, wenn er sie nicht Ellen, sondern auf gut Deutsch Helene nannte. Auch die Mutter bat ihn, die Sache nicht in solcher Weise und an solchem Tage zur Entscheidung zu bringen; aber er achtete ihrer Einwendungen nicht.

„‚Ich überrasche Ellen gar nicht, sie kann auch gar nicht verwirrt sein,‘ erklärte er; ‚denn sie und du, ihr müßt meine Absichten schon längst erkannt haben. Kurz und gut! Convenirt Emanuel dir zum Manne? Ja oder nein?‘

„Der Ton des Vaters verdroß das durch Liebe und Nachgiebigkeit verwöhnte Mädchen, die Verstimmung der Mutter reizte es noch mehr auf, und ohne zu zögern, antwortete Ellen kalt und trocken: ‚Nein! durchaus nicht!‘

„‚Also nein!‘ wiederholte Herr Brooke, indem er sich erhob und in das Nebenzimmer ging. Die Frauen blieben erschrocken zurück. Auf nichts weniger waren sie gefaßt gewesen, als auf solch' eine Unterredung, auf solch' einen Vorgang an eben diesem Morgen. Ellen traten die Thränen in die Augen, sie war nahe daran, dem Vater nachzugehen und ihm zu sagen, daß sie gehorchen wolle; es kam ihr auch der Gedanke, welch' ein tüchtiger und liebenswürdiger Mann Emanuel sei; und daß der Vater sie, sein einziges und so überaus geliebtes Kind, sicherlich nur demjenigen anvertrauen würde, zu dem er sich des Allerbesten versah, davon war sie fest und sicher überzeugt. Daß Emanuel sie liebe, daß seine ganze Seele an ihr hänge, das hatte sie fast von Kindheit an gewußt, aber die Frau Emanuels, die Frau eines jungen Mannes ohne Namen, ohne Stellung zu werden, den Disponenten ihres Vaters zu heirathen, das war ihr niemals in den Sinn gekommen. Sie stellte sich vor, welche Einwendungen die Mutter dagegen machen würde; sie dachte, was man in ihrem Umgangskreise dazu sagen, wie man sich darüber

wundern würde; sie erinnerte sich all' der Aussichten, die sich mit ihren Vorzügen, mit ihrem Vermögen ihr in der großen Welt eröffnen mußten, wenn sie einen Aristokraten, einen Mann aus den Kreisen der Diplomatie und der Höfe wählte, und sie räumte es sich zuletzt ein, daß sie eine unverantwortliche Thorheit begehen würde, wenn sie nur um ihrem Vater nachzugeben, eine Heirath schlösse, von der sie in keiner Weise irgend eine besondere Befriedigung zu erwarten hätte.

„Niedergeschlagen und die Augen voll Thränen saß sie im Sessel neben dem Sopha, Madame Brooke stand noch unmuthiger an dem Fenster. Der Vater war aus dem Nebenzimmer zurückgekommen und ging schweigend auf und nieder. Die drei Menschen bildeten einen schneidenden Gegensatz zu den heiter geschmückten Räumen, zu den Blumen, die in sommerlicher Pracht die Vasen und Blumentische füllten, obschon der Schnee durch die Straßen wirbelte und seine kleinen Sterne an die Fenster klebte. Auf den Tischen lagen die Gaben der Liebe für den Vater ausgebreitet, die silbernen Schalen trugen glückwünschende Karten und Briefe in Menge, in allen war von dem schönen, ungetrübten Familienleben, von der Liebe die Rede, welche die Gatten und ihr Kind verband — und zum ersten Male fühlten sie sich entzweit, zum ersten Male ohne Frieden und ohne Freude.

„Das lastete auf Jedem von ihnen, und als fühle der Eine die Gedanken des Andern, so erhoben sich Mutter und Tochter plötzlich, als der Vater sich ihnen wieder näherte, und warfen sich an seine Brust. Er umarmte und küßte Beide. ‚Sei wieder gut!‘ baten sie ihn.

„‚Ich bin nicht böse!‘ entgegnete er; ‚indeß von einem Lieblingswunsche trennt man sich nicht so im Augenblick, nicht ohne Bedauern. Jetzt ist es abgethan, und damit gut. Für Emanuel, den ich liebe wie einen Sohn, werde ich zu sorgen wissen, aber auch deine Zukunft, Ellen, will ich festgestellt sehen. Graf Schönthal wartet noch immer auf deine Entscheidung. Die Mutter ist seiner Bewerbung vorzugsweise geneigt; ich habe gegen ihn nicht mehr als gegen jeden andern Aristokraten einzuwenden, der dir in seinem Innern doch letztlich eine Ehre mit seiner Wahl zu erzeigen meint, und du selbst scheinst ja auch dem Leben in unserm Kreise abgeneigt. Soll ich dem Grafen Schönthal sagen, daß du die Seine werden willst? — Es würde der Mutter heute eine doppelte Freude machen; wir vergessen dann Alle, was uns heute trennte und verstimmte, und — für Emanuel wird es gut sein, wenn er es auf diese Weise erfährt, daß er Nichts zu hoffen hat.‘

„Ellen hatte, als der Vater ihr Emanuel zum Manne vorgeschlagen, in ihrem Innern an den Grafen gedacht. Jetzt, da sie sich für diesen erklären sollte, regte sich keine

Freude in ihrem Herzen, indeß es sträubte sich auch nichts in ihr gegen diese Aussicht. Sie hatte sich den Augenblick, in dem sie sich und ihr Herz für immer verschenken sollte, nur anders vorgestellt. Aber sie sah das freudestrahlende Gesicht der Mutter, sie sah das Auge des Vaters auf sie gerichtet, sie wollte ihn nicht zum zweiten Male an diesem Tage erzürnen, und ohne alles Widerstreben, aber auch ohne die freudige Aufregung der Liebe, gab sie ihre Einwilligung dazu, die Frau des Grafen zu werden.

„Damit kehrten der Einklang und die Heiterkeit in die Familie zurück. Madame Brooke war so glücklich, als ihre Tochter es hätte sein müssen, der Vater fand sein Gleichgewicht immer wieder, sobald er vor einer festen Thatsache stand, und Ellen war erfreut darüber, wieder helle Gesichter um sich zu sehen. Man benachrichtigte den Grafen von der für ihn günstigen Entscheidung, freudestrahlend eilte er herbei, und der Graf war jung, schön, liebenswürdig und der Liebe kundig. Seine Aufregung, seine Lebhaftigkeit rissen das unschuldige Herz des jungen Mädchens mit sich fort, die Glückwünsche, die Freudenbezeugungen der Verwandten und Freunde des Hauses ließen Ellen kaum zur Besinnung kommen. Man sprach mit Ellen von ihrer Hochzeit, von dem Wiener Hofe; am Mittag trafen zufällig die Schwester und der Schwager

des Grafen ein, und die Anwesenheit des fürstlichen Paares brachte neue Zerstreuung, neue Gedanken, neue Aussichten an die junge Braut heran. Ihre Ideen wirbelten wie Phantasmagorien durch einander, tausend wechselnde und glänzende Bilder zogen an ihrer Seele vorüber, und doch lag hinter ihnen allen ein dunkler Punkt, doch lag über allen ein nicht zu bannender Schatten. Sie wußte nicht, woher es kam, sie konnte nicht aufhören, an Emanuel zu denken. Wo sie auch war, wovon man mit ihr sprach, immer sah sie ihn vor sich stehen, immer sah sie, wie bleich er geworden war, als man ihm am Morgen ihre Verlobung mitgetheilt hatte. Sie konnte den Blick nicht vergessen, den er auf sie gerichtet, als er ihr glückwünschend die Hand gegeben hatte, und sie hätte weinen können, wenn sie an den Ton seiner Stimme dachte.

„Mittags bei dem Familien-Diner erschien er wie immer. Er hatte seit seinem fünfzehnten Jahre als Hausgenosse im Brooke'schen Hause gelebt. Aber man war nicht mehr zu Vieren beisammen wie sonst, er saß nicht mehr neben Ellen. Der Graf, der Fürst und die Fürstin waren als Familienglieder anwesend, Ellen hatte zwischen dem Grafen und dem Fürsten Platz genommen, aber sie mußte es sich eingestehen, daß Emanuels Erscheinung etwas sehr Edles habe, und daß er sich, ohne es besonders zu wollen, die Beachtung erzwang, welche ihm zu

gewähren die neuen vornehmen Verwandten nicht eben gewillt gewesen waren.

„Am Abend war ein Ball im Hause. Die Gesellschaft war sehr groß, die Säle schimmerten im Lichtglanz, die Frauen im Glanze ihrer Schönheit und ihres Schmuckes. Die Ehrenbezeugungen, welche die Kaufmannschaft, welche seine Mitbürger Herrn Brooke dargebracht, hatten ihm wohlgethan; er fühlte sich so selbstherrlich, daß die aristokratische Verwandtschaft ihm nicht mehr lästig dünkte, er war vortrefflich aufgelegt. Auch Ellen war heiter geworden. Sie tanzte gern, der Graf war ein vortrefflicher Tänzer, sie war jetzt seine Braut, er durfte sie fester in seine Arme ziehen, er durfte unbemerkt ihre schöne Stirn küssen. Sie sah zu ihm empor, sie war sicher, daß sie ihn liebte, daß sie ihn schon lange geliebt habe.

„Emanuel tanzte auch, aber er hatte Ellen nicht zum Tanze aufgefordert wie sonst, er vermied es sogar, ihr zu begegnen, das that ihr leid. Sie wählte ihn, als die Anordnung des Tanzes dies gestattete; er konnte es nicht abweisen, und trat mit ihr in die Reihe. Aber als könne er es nicht unterdrücken, sagte er: ‚Was soll das, Fräulein Ellen?‘

„Sie schrak zusammen, er sah finster aus und war sehr blaß. ‚Ich kann es nicht ertragen, daß sie mich so meiden! Sind wir denn nicht Freunde? Sollen wir es

nicht bleiben? Warum mißgönnen Sie mir mein Glück?‘ stieß sie hervor.

„‚Ich war Ihr Freund niemals! Ich liebe Sie, Ellen, liebe Sie mehr als Alles — und wir sehen uns nicht wieder!‘ entgegnete er mit einer Leidenschaft, die ihr das Herz erzittern machte. Sie mußte sich niedersetzen, als er sie zu ihrem Platz geleitete, es schwamm ihr wie Nebel vor den Augen, sie wußte nicht, wie ihr geschah. Ihr Verlobter, die Mutter kamen herzu, man geleitete sie in ein anderes Zimmer. Als sie in den Saal zurückkehrte, suchte ihr Auge vergebens nach Emanuel; er hatte das Fest verlassen.

„Am folgenden Tage kam er nicht zu Tische, Niemand sprach von ihm, Ellen wagte nicht nach ihm zu fragen. Der Graf war beständig in ihrer Nähe, es gab Briefe an auswärtige Verwandte zu schreiben, Visiten waren zu machen und zu empfangen; Alles im Hause war voll Heiterkeit, auf Ellens Seele lastete ein dumpfes, drückendes Gefühl von Schuld und Reue. Sie hätte es aussprechen mögen, aber gegen wen konnte sie dies zu thun sich entschließen?

„Eine Woche nach ihrer Verlobung machte der Graf bei Tische die Bemerkung, daß er den jungen Mann, den Disponenten des Vaters, so lange nicht gesehen habe. ‚Den werden Sie auch sobald nicht wieder sehen, lieber

Graf!' entgegnete Herr Brooke gelassen. ,Er hat schon lange eine Neigung gehabt, sich weiter auszubreiten, die Welt zu sehen und selbstständig zu werden. Da hat er die Gelegenheit ergriffen, für eine unserer exportirenden Firmen eine Commandite in Australien, in Melbourne, zu übernehmen. Er hat sich gestern eingeschifft.'

„,Und das haben Sie mir nicht erzählt, liebe Ellen?' fragte der Graf verwundert.

„,Ich wußte es ja nicht!" sagte sie leise, und die Thränen traten ihr in die Augen und schnürten ihr den Hals zu.

„,Wir wollten Ellen in ihrer Freude nicht stören,' fiel die Mutter ihr schnell in die Rede. ,Sie hat so viel Gemüth, und Emanuel selbst war zartfühlend genug, ihr den Schmerz zu ersparen, den die Trennung von einem Jugendfreunde uns immer bereitet.'

„Madame Brooke hätte sich die Mühe dieser Erörterung sparen können. Es lag dem Grafen sehr fern zu glauben, daß Ellen an seiner Seite den Verlust eines Andern beweinen könne; und weinen konnte sie auch nicht, denn das Herz war ihr dazu viel zu sehr zusammengedrückt, der Sinn zu sehr verstört. Was sie an sich, an Emanuel gesündigt, was sie gegen den Grafen zu thun im Begriffe stand, das sah sie jetzt deutlicher ein, als es ihr gut war; aber wie sie es ändern, wie sie es ungeschehen machen und sich davor bewahren könne mit all' der Frei=

heit, welche ihre Lebensverhältnisse gerade ihr geboten hatten, eine Heirath ohne alle Neigung zu schließen, das vermochte sie nicht zu denken, weil sie von jeher in der Scheu vor dem Urtheil der Menschen, in der gänzlichen Abhängigkeit von der Meinung ihres Gesellschaftskreises erzogen war. Es marterte sie, es sich sagen zu müssen, wie sie den Geliebten verzweifelnd hinausgetrieben in die Welt; es graute ihr vor dem Betruge, den sie an dem Grafen auszuüben im Begriff stand, und mehr noch vor der Entwürdigung, der sie selbst dadurch entgegen ging. Die ganze Schwere ihrer Handlungsweise lastete auf ihr, indeß die Vorstellung dessen, was geschehen mußte, um aus diesen unwahren und unsittlichen Verhältnissen herauszutreten, nahm ihr den Muth des Wollens, und wie alle verzagten Herzen entschloß sie sich zum Dulden, wo es ihre Pflicht gewesen wäre, offen und ehrlich zu handeln. In solchen Fällen kommt dem Menschen die Sophistik des Selbstbetruges immer schnell zu Hülfe. Sie sagte sich, daß sie zu büßen habe, daß sie leiden müsse, weil sie den Geliebten leiden mache, und sie suchte sich mit dem Troste zu beruhigen, daß sie noch unglücklicher sein werde als er, weil sie die Stärkung und Erhebung entbehre, welche ein gutes Gewissen dem Unglücklichen bereite.

„Damit ging der Winter hin. Ellens Ausstattung wurde mit fürstlichem Luxus vorbereitet, des Grafen Er=

nennung zu einem anderen und vortheilhafteren Posten stand in Aussicht, sobald er verheirathet und durch das Vermögen seiner Frau in den Stand gesetzt war, eine seiner Stellung angemessene Figur zu machen. Ellens innere Verfassung schwankte hin und her. Sie gewann die Vorstellung lieb, bald Gräfin Schönthal zu sein und bald Fürstin Schönthal zu werden; sie schrieb bisweilen mit Wohlgefallen Madame la Princesse de Schönthal auf irgend ein Blättchen, aber eben so oft kam ihr der Name Emanuel in die Hand, und allmälig fand sie sich darin, nicht glücklicher zu sein, als so viele andere ihres Geschlechtes, die gezwungen sind, ihren Verhältnissen eine Jugendliebe aufzuopfern. Das Schlimme dabei war allein, daß ihr Verstand und ihr Herz es ihr beständig vorhielten, wie solch' ein Zwang für sie in keiner Weise obgewaltet, und wie sie vielmehr gegen die Wünsche ihres Vaters, aus Laune und aus Eigensinn über ihre Zukunft entschieden habe.

„Im Mai sollte Ellens Hochzeit sein, aber gleich die ersten Monate des Jahres achtundvierzig brachten mit dem Ausbruch der französischen Revolution mancherlei kleine Störungen in den Frieden ihres Brautstandes. Der Graf, sonst nicht vorurtheilsvoller als die Mehrzahl seiner Standesgenossen, nahm gegenüber der demokratischen Bewegung, welche durch die Welt ging, plötzlich eine an-

dere Position. Er sah die Vorrechte der Kaste, welcher er angehörte, bedroht, das erbitterte ihn gegen diejenigen, von denen die Bedrohung ausging. Herr Brooke, wie die Reichen in der Regel, kein Freund revolutionärer Bewegungen, hatte aber dennoch den Stolz des Bürgerstandes und einen Widerwillen gegen die Anmaßungen der herrschenden Adelkaste. Sein Freiheitssinn charakterisirte sich in dem Spruch: „Stehe auf, damit ich mich setze!" und mit diesem meinte er es ernsthaft. Er verfocht die Vorzüge einer bürgerlichen Republik, er nannte sich mit Stolz einen Bürger seiner republikanischen Vaterstadt. Der Graf belächelte das, wenn er es nicht verspottete, es gab oftmals Streit über die Politik, es gab Streit über Ansichten, und wenn Madame Brooke das auch auszugleichen suchte, wenn Ellens Bitten diesen Zwistigkeiten manchmal auch vorbeugen konnten, so hielt Herr Brooke es ihr doch häufig vor, daß er sich, eben weil er den Adel kenne, niemals einen Edelmann zum Eidam gewünscht habe, und der Graf verbarg es seiner Verlobten nicht, wie froh er sein werde, mit ihr endlich allein in jenen ruhigen Kreisen der Gesellschaft zu leben, in denen er geboren und erzogen, und in denen man vor so peinlichen Erörterungen und so unberechtigten Anmaßungen sicher sei. Selbst Ellen fing an, sich aus dem Hause fortzusehnen, sie vor Allen verlangte darnach verheirathet, das

heißt gebunden zu sein, um, wie sie hoffte, durch ihr Pflichtgefühl vor ihrer Reue und vor ihrer Sehnsucht bewahrt zu werden.

„Je weiter die Revolution aber in Europa um sich griff, desto mehr verdüsterte sich auch das Leben in dem Brooke'schen Hause. Die Kaufleute sahen ihre Angelegenheiten durch den Lauf der Dinge vielfach gefährdet, der und jener fand sich von schweren Verlusten getroffen, die Fallissemente in Paris wirkten auf Deutschland zurück, der Schrecken lähmte alle Bewegungen der Börse. Herr Brooke war nicht mehr jung, er hatte den Kopf voll Sorgen; Emanuel, dessen jugendliche Lebhaftigkeit und Entschlossenheit solchen Stürmen mehr Gegengewicht geboten haben würde, fehlte ihm an allen Ecken und Enden. Er war verdrießlich, wie die Seinen ihn niemals gesehen hatten, jede abweichende Meinung reizte ihn zum Zorne auf, und der Graf war nicht geneigt ihn zu schonen, denn die Vorgänge in Oesterreich wurden immer bedenklicher, und sein Zorn war nicht geringer, wenn schon anderer Art, als der seines künftigen Schwiegervaters.

„An einem Morgen, als er Ellen besuchte, brachte er das Wappen seiner Familie mit. Die Fürstin hatte es in Wien auf's beste ausführen lassen, damit Ellens Taschentücher in Hamburg darnach gestickt werden könnten. Ellen bewunderte die kunstvolle Arbeit, Madame Brooke entzückte

sich an der Grafenkrone, und der Graf gefiel sich darin, seiner Braut die ersten Grundzüge der Heraldik beizubringen nnd ihr die Bedeutung des Wappens zu erklären, als der Vater eintrat. Frau und Tochter sahen es ihm an, daß er irgend einen sehr unangenehmen Eindruck gehabt haben müsse, und um ihn in bequemer Weise in das Gespräch zu ziehen, zeigte Madame Brooke ihm das Wappen, mit dem Zusatz, daß die Fürstin so gut gewesen sei, es ihnen zu senden.

„‚Und wozu das?‘ fragte Herr Brooke.

„‚Um meine Taschentücher darnach zu sticken und unser Silber darnach zu graviren, lieber Vater,‘ fiel Ellen ein, als verstünde sich das von selbst.

„Herrn Brooke's Mienen wurden noch düsterer, und mit einem kalten und scharfen Ton, der den Grafen entschieden verletzen mußte, sagte er: ‚Die Frau Fürstin ist sehr gütig! Aber die Taschentücher und das Silber, das William Brooke seiner Tochter zu ihrer Ausstattung mitgiebt, werden mit ihrem und seinem Namen, Helene Brooke gezeichnet werden. Ueber die Anschaffungen, welche der Graf später für seine Frau und sein Haus etwa machen wird, mögen er und die Frau Fürstin dann nach Belieben schalten.‘

„Er ging hinaus, der Graf sprang auf und that eine Aeußerung gegen ihren Vater, die Helene und die Mutter

nicht ohne Abwehr lassen konnten, obschon der Graf sie augenblicklich zu beschönigen versuchte. Helene weinte, die Mutter vermittelte, man trennte sich anscheinend beruhigt, aber ohne rechte innere Versöhnung.

„Niemand sprach im Laufe des Tages von dem Begegniß, der Graf kam am Mittag nicht zu Tisch, er entschuldigte sich schriftlich damit, daß Arbeiten in der Gesandtschaft ihm zurückhielten. Abends, als er um die gewohnte Stunde zum Thee erschien, wartete man vergebens auf Brooke, dessen Pünktlichkeit zum Sprüchwort unter seinen Freunden geworden war. Als seine Frau in sein Zimmer schickte, um ihn rufen zu lassen, erhielt sie den Bescheid: Doktor Heerbrand, einer seiner Freunde und zugleich sein Rechtskonsulent, wäre bei ihm, und die Herren würden dort den Thee einnehmen.

„Das war gegen alle Erfahrung. Madame Brooke und Ellen waren besorgt, der Graf schien es auch zu sein. Er that verschiedene Fragen, die sich, wenn auch versteckt, auf die geschäftlichen Verbindungen des Vaters bezogen, und der Abend war noch unbehaglicher, als der Morgen es gewesen war.

„Als der Graf sich entfernt hatte, sagte Madame Brooke: ‚Des Vaters Verschlossenheit hat in Zeiten, wie die jetzige, wirklich etwas Quälendes. Der Bankerott des Onkels hat ihn schwer getroffen, ich weiß, daß er in

Sorgen ist. Er schläft die Nächte nicht, ich höre ihn oftmals seufzen — er ist nicht mehr der Alte. In früheren Jahren war er so unverzagt. Ich wollte, wir hätten Emanuel zu seiner Stütze hier, und ich wollte auch der Graf ginge auf einige Tage fort, damit sich der Vater erst wieder beruhigte.'

„Es war das erste Mal, daß die Mutter den Entfernten zurückwünschte, das erste Mal, daß sie des Grafen nicht mit der gewohnten Vorliebe gedachte und sich seiner Nähe freute. Auch Ellen hatte heute schon zu wiederholten Malen die beiden Wünsche der Mutter gehegt, und wenigstens der Eine sollte sich erfüllen.

„Am andern Morgen brachten die Zeitungen die Nachricht von der Revolution in Wien. Eine Stunde später meldete ein Billet des Grafen der Brooke'schen Familie, wie ein Auftrag seines Gesandten ihn genöthigt habe, noch in der Nacht abzureisen, und daß er Ellen melden werde, wohin sie ihm ihre Briefe nachsenden solle. Der Brief war so sonderbar gefaßt, daß Mutter und Tochter darüber die Wiener Revolution kaum beachteten, während der Vater keine Verwunderung irgend einer Art über das Schreiben bezeigte, sondern es gleichgültig auf die Seite legte. Er zog sich bald in das Comptoir zurück, die Frauen ergingen sich in Vermuthungen nach allen Seiten; in der Stadt sprach man davon, daß die Firma Gott=

hard Brooke sich kaum werde halten können, so ungeheure Anstrengungen sie durch Realisirungen auch mache, ihre laufenden Wechsel zu decken. Um sich zu zerstreuen und zu beschäftigen, verhandelten Mutter und Tochter mit den Lieferanten für die Ausstattung."

Die Erzählerin machte eine Pause. Sie scherzte über ihre Weitschweifigkeit und wollte offenbar zum Fortfahren ermuthigt sein. Wir ließen es an der Bitte nicht fehlen, und nachdem sie sich eine kleine Rast gegönnt hatte, fuhr sie also wieder fort:

„Sie werden sich erinnern, wie schnell die Ereignisse damals gingen. Der Revolution in Wien folgte die Revolution in Preußen auf dem Fuße. Am neunzehnten hatte man die Nachrichten an der Börse, am zwanzigsten wußte man, daß William Brooke seine Zahlungen einstelle. Alle Welt beklagte ihn. Er hatte das Möglichste gethan, dies Aeußerste zu verhindern, er hatte Alles geopfert, seine Handlungsweise war die respektabelste gewesen, und es gab Personen, die da meinten, da er doch insolvent bleibe, hätte er weniger gewissenhaft und klüger handeln, hätte er als bejahrter Mann mehr an sich selbst und an die Seinen denken können.

„Die Lage im Brooke'schen Hause können Sie sich denken. Man stand einer Thatsache gegenüber, an deren Möglichkeit man nie gedacht hatte. Die Liebe, welche die

Familienglieder für einander hegten, verlieh ihnen Fassung und Selbstbeherrschung. Ellen gab nicht zu, daß der Vater dem Grafen die Mittheilung seines Fallissements machte; sie übernahm es, ihn davon in Kenntniß zu setzen. Der Stolz und das Ehrgefühl, welche den Vater getrieben, sich zum armen Manne zu machen, um seinen Gläubigern gerecht zu werden, diktirten der Tochter die Erklärung, daß sie den Grafen nicht an sein ihr gegebenes Versprechen gebunden erachte, wenn die Hand des mittellosen Mädchens ihm weniger begehrenswerth erscheine, als die Hand der reichen Erbin.

„Seine Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Es war der zärtlichste Brief, den sie jemals von ihm erhalten hatte, es war ein leidenschaftlicher Brief. Mit den Ausdrücken der wärmsten Liebe sagte er ihr, wie unglücklich es ihm mache, die Freiheit anzunehmen, die ihre Großmuth ihm biete. Er erinnerte sie, daß er kein Vermögen habe, er stellte ihr vor, wie es ihm unmöglich sei, sie, in der neuen ihm zugedachten Stellung, seinem Range und ihren Gewohnheiten nach zu unterhalten. Er sprach davon, wie sie sich jetzt sicher von ihren Eltern nicht werde trennen wollen, und wie unvereinbar seine und ihres Vaters Lebensansichten sich in der letzten Zeit gezeigt hätten. Er schilderte ihr seinen Schmerz, sein hoffnungsloses Leiden — sie las den Brief nicht bis an's Ende. Ihr Herz

litt weniger davon, als sie selbst erwartet hatte, aber eine bittere Reue, eine tiefe Scham überwältigte sie. Emanuel würde nicht so gehandelt haben.

„Auch der Vater dachte unaufhörlich an ihn. Emanuel war der Einzige, gegen den der Niedergebeugte sein ganzes Herz entlastete. Aber es währt lange, bis ein Schiff die Meere durchzieht und Kunde von Europa nach Melbourne bringt, und es mußte viel Zeit vergehen, ehe des Fernen Antwort Herrn Brooke erreichen konnte.

„Ellen war wie verwandelt nach dem schweren Schlage. Sie sah den verzehrenden, schweigenden Gram des Vaters, sie hörte die Klagen der haltlos gewordenen Mutter. Darüber lernte sie sich selbst vergessen. Ihre Schuld war es, daß der Vater in diesem Augenblicke die Stütze entbehrte, die er sich in Emanuel zu geben gewünscht, sie hatte es zu verantworten, daß jetzt kein Sohn an seiner Seite stand, sie wollte vergüten was sie konnte, ersetzen und leisten, was in ihrer Macht war.

„Die Zeitverhältnisse waren der Auflösung des Geschäfts so ungünstig als möglich. Der dänische Krieg lastete auf Hamburg, Jedermann hatte nur an sich zu denken, und Herr Brooke fand daher weniger Nachsicht bei seinen Gläubigern, als eine Firma wie die seine es in einem andern Zeitpunkt hätte hoffen dürfen. Sich gemahnt zu sehen, gedrängt zu finden, machte ihn die nöthige Klug-

heit vergessen, er beschleunigte, um Ruhe zu bekommen, den Verkauf seines liegenden Besitzes, es litt ihn auch nicht mehr in dem Hause, in welchem er das Unglück erlebt hatte, und auf das seine Gläubiger gerechte Ansprüche erhoben.

„An dem Tage, an welchem die preußischen Garden in Hamburg einrückten, um nach Holstein zu gehen, sollte die Familie Brooke das Haus verlassen, das mit seiner Kunstsammlung und mit seinem ganzen Mobiliar bereits damals in fremde Hände übergegangen war. Früh am Morgen hatte man noch einmal in dem gewohnten Zimmer gefrühstückt, draußen standen die Koffer gepackt, man wollte weiterhin auf den Tag die kleine Wohnung in St. Georgen beziehen, in welcher die Familie verweilen sollte, bis man Hamburg ganz verließ. Denn in Hamburg zu bleiben, wäre Jedem von den Dreien das Unerträglichste gewesen. Indeß Allen blutete das Herz im Augenblick des Scheidens. Jeder von ihnen durchschritt noch einmal unter verschiedenen Vorwänden die Reihe der unvergeßlichen Gemächer, Jeder wollte sich, ohne daß er es aussprach, noch Dieses einmal ansehen, Jenes noch einmal betrachten. Ellen, so sehr sie danach strebte, irgend ein Günstiges in den künftigen Verhältnissen zu entdecken, das den Ihrigen in dieser Stunde zum Troste hätte gereichen können, stand rathlos da. Mit einem Male ver=

mißte man die Mutter; sie hatte ohne ein Wort zu sagen die Stube verlassen und war nicht wiedergekehrt. Man ging zu sehen, wo sie weilte, sie war in dem ganzen Stockwerk nicht zu finden. Ellen stieg die Treppe hinauf in das Schlafzimmer der Eltern, in das Zimmer, in welchem sie geboren worden war, und ein Schrei des Entsetzens entfloh ihren Lippen — Madame Brooke hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

„Die Aufregung, welche an dem Tage in Hamburg herrschte, die Spannung, welche die Nähe des Kriegsschauplatzes und die Ereignisse in Deutschland überhaupt hervorriefen, nahmen die Theilnahme der Menschen ganz in Anspruch, und verschlangen das Glück und das Mißgeschick des Einzelnen. Man beklagte das Unglück der Brooke'schen Familie einige Tage, man erinnerte sich, daß unter den Verwandten der Madame Brooke, unter den Windhams, öfter Selbstmorde vorgekommen wären, und fand es sehr begreiflich, daß Herr Brooke und die Tochter nicht länger in Hamburg zu leben vermochten. Herr Brooke war wirklich ruinirt und das kleine Jahrgeld, das ihm geblieben war, reichte höchstens dazu aus, ihm und der Tochter in irgend einer der deutschen Binnenstädte ein sehr bescheidenes Auskommen zu sichern. Man wußte, daß sie Heidelberg zu ihrem Aufenthalt wählen würden,

und Ellens Freundinnen bewunderten den Muth und die Entsagung, mit welchem sie ihr Schicksal ertrug.

„Und Muth hatte Ellen nöthig, denn ihr Loos war schwer. Es ist kein Geringes, sich aus Reichthum in die äußerste Beschränkung, aus einem Kreise mitgenießender, theilnehmender Menschen in die Einsamkeit gedrängt zu sehen, seine ganzen Lebensverhältnisse plötzlich umgebrochen zu finden, und am Grabe der Mutter der einzige Halt für einen so gebeugten Vater zu werden. Es gehört dazu ein festes Herz und eine starke Liebe, und Ellen gewahrte es mit Freude, daß ihr diese beiden unschätzbaren Güter in weit höherm Maaße zu eigen waren, als sie selbst es bisher gewußt hatte.

„Herr Brooke konnte die Unthätigkeit, zu welcher er sich, nicht ohne seine Schuld, verdammt sah, nicht ertragen. Er klagte sich an, daß sein Ehrgefühl, sein Stolz zu weit gegangen wären, daß er sich selber zu genügen mehr gethan habe, als die strengste Gewissenhaftigkeit in solchem Zeitpunkte von einem Kaufmanne hätte fordern können, er machte sich den Ruin seiner Familie, den Untergang seiner Firma, den Tod seiner Frau zum Vorwurf. Er mochte es nicht sehen, wenn seine Tochter sich den nothwendigen häuslichen Verrichtungen unterzog, und sie wollte ihm doch die möglichste Pflege gewähren. Er konnte nicht athmen in der kleinen Wohnung, die sie inne hatten, und

fühlte ein Widerstreben das Haus zu verlassen, aus Scheu, irgend einem seiner früheren Lebensgenossen zu begegnen. Er schloß sich von der Welt ab und verlangte Neues zu hören, begehrte unterhalten zu sein.

Ellen wußte sich keinen Rath. Von ihrem vergangenen Leben vermied sie gern zu sprechen, weil Alles, was ihn daran erinnerte, ihm wehe that; die Gegenwart bot keinen erheiternden Wechsel da, und Aussichten in die Zukunft, welche ihn hätten erfreuen können, sah sie nicht vor sich eröffnet. Nicht helfen zu können, wo man um jeden Preis Hülfe bringen möchte, ist aber sehr bitter, und Ellen fühlte, daß auch sie die Spannkraft der Seele verlieren würde, wenn sie dem entmuthigten und leidenden Vater unthätig gegenüber bliebe, einzig damit beschäftigt, den trüben Gedanken nachzuhängen, die sie verfolgten, und über die Irrthümer zu grübeln, welchen sie anheim gefallen war. Es mußte Etwas geschehen, sie mußte Etwas thun, sie wußte nur nicht was.

„Da fiel ihr Auge eines Tages, als sie dem Vater die Zeitungen vorlas, plötzlich auf eine Anzeige, die ihren Bedürfnissen entgegen kam. Man suchte in einer neu gegründeten Erziehungsanstalt eine Person, welche der französischen und der englischen Sprache mächtig sei, um mit den jungen Damen in den Nachmittagsstunden je nach Bedürfniß Conversation zu machen, oder spazieren zu

gehen, und Ellen beschloß, sich zu diesem Posten zu melden. Es kam ihr hart an, die Erlaubniß des Vaters dazu zu fordern, aber mit dem Vorgeben, daß es der beste Weg für sie sei, sich selber in der Uebung der erlernten Sprachen zu erhalten und sich die ihr unentbehrliche Bewegung zu machen, erlangte sie die gewünschte Einwilligung und es war damit für sie sehr viel gewonnen.

„Sie war für einige Stunden des Tages in eine heitere Umgebung versetzt, sie sah nicht immer das gramerfüllte Antlitz ihres Vaters vor sich, sie hörte das sorglose Geplauder der jungen Mädchen, diese und jene ihrer Pflegebefohlenen sprach von ihrer Heimath, von ihren Eltern; es war doch eine Zerstreuung, es zog sie von sich selber ab, und das hatte sie nöthig.

„Herr Brooke war plötzlich zum Greise geworden. Seit er sich nicht mehr von seinen gewohnten Lebensgenossen umgeben sah, seit er nicht mehr den Chef des Hauses Gotthard Brooke zu repräsentiren und der Mutter nicht mehr zu beweisen hatte, daß er noch immer der Alte sei, hatte er jene Achtsamkeit auf sich verloren, welche den Menschen aufrecht erhält, wenn die Jahre ihn niederzuziehen trachten. Er kämpfte nicht mehr gegen das Altwerden, und das Alter wurde also über ihn Herr. Dazu entbehrte er der stärkenden Weine, der Bäder, ja selbst der Pflege seines Kammerdieners, der ihm das dünner

werdende Haar so geschickt zu bürsten, der seine Halstücher so gut zu binden verstanden hatte, daß Herr Brooke sich immer noch ganz vortrefflich aussehend gefunden und sich gern im Spiegel betrachtet hatte. Jetzt war das Alles anders, es kam ihm keine Täuschung mehr zu Hilfe, er sah, wie schnell er alterte, aber auch das betrübte ihn nicht mehr, wie es sonst der Fall gewesen sein würde. Es war ihm Alles gleichgültig geworden, Alles bis auf Ellen und die Gestaltung ihrer Zukunft.

„Ellen war jetzt der Mittelpunkt seines ganzen Daseins. Ihr Kommen und ihr Gehen bildete die Abtheilung seiner gleichförmig hinfließenden Tage. Er hatte einen Zeitvertreib daran, nach der Uhr zu sehen und ihr zu sagen, daß sie sich nun in das Institut begeben müsse, und eine Freude, wenn sie wiederkehrte. Sie erzählte, was die Kinder und jungen Mädchen ihr vorgeplaudert, sie berichtete von dem, was sie an den Fenstern der Schauläden gesehen hatte, hier und da war sie bei den Spaziergängen mit ihren Schülerinnen auf Jemand gestoßen, dem sie früher auf ihren Reisen begegnet war, und da in der Einsamkeit das kleinste Ereigniß eine Wichtigkeit erlangt, so fand Ellen bald, daß ihr Leben wieder ein bewegteres wurde, und daß es lange nicht mehr so traurig wie in den ersten Monaten sei. Als sie dann endlich am Neujahrstage dem Vater von dem ersten selbst-

verdienten Gelde einige Flaschen stärkenden Weines und einige andere Erfrischungen auf den kleinen Mittagstisch hinsetzen konnte, hatte sie eine neue, nie zuvor geahnte Freude, obschon der Vater ihr wegen ihrer Verschwendung Vorwürfe zu machen für nöthig hielt.

„Inzwischen war der lang erwartete Brief von Emanuel eingetroffen. Jedes Wort darin war Treue und Hingebung für seinen Wohlthäter. Er nannte es sein Mißgeschick, daß er nicht zur Stelle gewesen sei, und eine schwere Verschuldung, daß er aus selbstischer Schwäche und Weichlichkeit den väterlichen Freund verlassen habe, neben dem zu bleiben und dem zu dienen Pflicht und Ehre ihm ein für alle Mal geboten hätten. An eine Rückkehr war auf lange Jahre hinaus für ihn nicht zu denken, wollte er dem Vertrauen entsprechen, welches sein jetziges Haus in ihn gesetzt hatte, und wollte er selbst vorwärts kommen, was nun doppelt für ihn gefordert war. Indeß er stellte sich und seine ganze Thätigkeit der Einsicht seines frühern Wohlthäters zur Verfügung. Er hatte bei Abgang seines Briefes es noch nicht gewußt, in welch' unzweckmäßiger Weise die Arrangements des Brooke'schen Hauses geleitet worden waren, sondern den Glauben gehegt, daß die Firma von Gotthard Brooke noch fortbestehe, daß das Haus nach gemachten Regulirungen seine Geschäfte wieder aufnehmen werde, und darauf hin war sein

ganzer Brief gerichtet. Er wies Mittel und Wege für neue Unternehmungen nach, wie der Hinblick auf Australien sie ihm an die Hand gab, er erbot sich alle Einleitungen zu treffen, alle Vermittelungen zu übernehmen, er zeigte sich als der wahre Freund in der Noth.

„Auch von dem Tode der Mutter, von Ellens rückgängiger Verlobung war er natürlich noch nicht unterrichtet. Während er also mit banger Theilnahme des Eindrucks gedachte, welchen der Glückswechsel auf Madame Brooke hervorbringen würde, erwähnte er Ellens mit keiner Sylbe, bis ganz am Schlusse des Briefes, an welchem es hieß: ‚Ich hoffe, daß Sie, mein väterlicher Freund, und Madame Brooke in dem Glück und der Zufriedenheit der Frau Gräfin Schönthal und Ihres Herrn Schwiegersohnes einen Trost und eine Aufrichtung in den bösen Tagen finden werden, die mit Ihnen zu bestehen ich mir leider selbst unmöglich gemacht habe, und die sicherlich überwunden und vergessen sein werden, wenn es mir einst bei meiner Heimkehr vergönnt ist, Ihnen für all das Gute zu danken, das Sie mir von Kindheit an erwiesen, und für das ich, so lange ich lebe, Ihr ehrlicher Schuldner bleibe!‘

„Der Brief hatte Ellen und den Vater, jeden auf seine Weise, erschüttert. Er war gelesen und wieder gelesen worden, und jede Aeußerung des Vaters über Emanuel

war, ohne daß Herr Brooke dies beabsichtigte, ein Schmerz und ein Vorwurf für die Tochter geworden, so daß sie es vermied, auf das Schreiben und auf Emanuel zurückzukommen, obschon des Vaters Gedanken vorzugsweise gern bei ihm verweilten. Emanuels Aussichten, seine Plane, seine Unternehmungen und die Wahrscheinlichkeit ihres Erfolges beschäftigten Herrn Brooke, wie ihn einst die eigenen Unternehmungen beschäftigt hatten. Er fing im Geiste wieder an zu rechnen, zu spekuliren, er verlangte wieder nach den Zeitungen, um den Stand der Waarenmärkte und der Course, um die Aussichten für Erwerb zu erfahren. Er kalkulirte, wie viel Jahre Emanuel brauchen würde, um ein reicher Mann zu werden und nach Europa zurückkommen zu können. Aber bald ermüdete ihn das Rechnen, bald regte es ihn übermäßig auf, und Ellen überzeugte sich nur zu schnell, daß ihres Vaters fast leidenschaftliche Theilnahme an Emanuels Ergehen hauptsächlich auf der Hoffnung beruhte, ihn für Ellen zum Manne zu gewinnen, und so seinen alten Lieblingswunsch, wenn auch in ganz anderer Weise, als er es zuerst beabsichtigt hatte, in Erfüllung gehen zu sehen."

Die Erzählerin machte eine neue Pause, man that verschiedene Zwischenfragen an sie, und nachdem sie ihre Gedanken wieder gesammelt hatte, fuhr sie also fort:

„Sehr leidenschaftliche Wünsche sind oft, wie das letzte

Aufflackern eines Lichtes, der Vorbote des Erlöschens. Herr Brooke überlebte den Sturz seines Hauses kaum um ein Jahr. Das Unglück hatte dem nur an Glück gewöhnten Mann das Herz gebrochen, und mit neunzehn Jahren stand Ellen als Waise in der Welt. Unter ihres Vaters Papieren fand sich ein Brief, der sie in Form der vertrauensvollsten Bitte dem Schutze Emanuels empfahl, und diesem im Voraus den väterlichen Segen ertheilte, falls er Ellen zu seiner Gattin wählen würde.

„Ellen las den Brief mit stürzenden Thränen, aber er ward nicht abgeschickt. Liebende mißverstehen sich oft genug, und zusammengehörende Herzen entfernen sich oft genug von einander, wenn sie in nächster Nähe bei einander sind, wie konnte es also fehlen, daß Ellen und Emanuel sich nicht zusammenfanden, da sie sich einmal mißverstanden hatten und jetzt durch den halben Erdkreis von einander getrennt waren.

„Emanuel hatte sich eines gewissen Triumphes nicht erwehren können, als er die Kunde vernahm, wie ehr- und herzlos Graf Schönthal seine Braut verlassen, denn auch das großmüthigste Herz bleibt ein Menschenherz, und sich verschmäht zu sehen, um eines Unwürdigen willen verschmäht zu werden, das verwindet sich nicht leicht. Aber gerade diese Empfindung der gereizten und befriedigten Eitelkeit und die ihr folgende aufzuckende Hoffnung hatten

Emanuel mißtrauisch gegen sich selbst und vorsichtig und höchst zurückhaltend in den Aeußerungen gemacht, mit denen er in seinem zweiten Briefe der Familie über den Tod der Mutter sein Beileid ausdrückte und die schmerzlichen Erfahrungen von Fräulein Helene beklagte.

„Es war vergebens, daß Ellen sich vorhielt, wie er gar nicht anders habe schreiben, gar nichts Anderes in diesem Augenblick sagen oder thun können, ohne eine Unzartheit zu begehen. Sie liebte ihn und Liebe macht ungeduldig und darum unvernünftig und ungerecht. Sie hatte einst die Neigung nicht beachtet, die er ihr durch lange Jahre offen bewiesen hatte; nun zürnte sie ihm, daß er es über den Ocean hinweg nicht sehen konnte, wie sie sich damals selbst betrogen, wie jetzt ihr Sinn verwandelt und ihre Liebe ihm zugewendet war. Sie schalt seine männliche Selbstbeherrschung Vergeßlichkeit und Kälte, und dieser gegenüber durfte und wollte sie sich nicht verrathen. Aber zu der thörichten Eitelkeit des Herzens, welche die Frauen sich so gern als edlen weiblichen Stolz, als weibliche Würde auslegen, gesellte sich bei Ellen ein sehr berechtigtes Ehrgefühl. Sie hatte Emanuel zurückgewiesen, als sie reich gewesen war und ihm eine in jedem Betracht erwünschte Zukunft zu bieten gehabt hatte, wie sollte sie sich nicht scheuen, als eine Hülfesuchende vor ihm zu er-

scheinen und ihm zu gestehen, daß sich jetzt auf ihn, als auf ihren einzigen Freund, alle ihre Sehnsucht richtete.

„Drei-, viermal schrieb und zerriß sie den Brief, in welchem sie dem Entfernten den Tod ihres Vaters zu melden beabsichtigte. Er klang ihr immer zu liebevoll, sie fürchtete immer, zu viel gesagt und es verrathen zu haben, was sie Alles durchlebt und durchlitten hatte, seit Emanuel geschieden war. Aber so oft sie auch von Neuem begann, immer wieder strömte das Herz ihr über, immer wieder machte ihr Schmerz sich Luft. Wollte sie Emanuel nicht Alles bekennen, was sie bewegte, und ihm nicht eingestehen, daß sie ihn liebte, daß sie auf ihn hoffte, so blieb ihr Nichts übrig, als einen Brief zu schreiben, wie sie ihn an irgend einen Geschäftsfreund ihres verstorbenen Vaters gerichtet haben würde, und solch' einen Brief sendete sie endlich an Emanuel ab, nicht ohne sich der Hoffnung hinzugeben, weil er sie liebe, werde er errathen, was sie ihm aus Scham verberge, werde er ahnen, wie viel Selbstüberwindung es sie gekostet habe, sich diesen ruhigen Bericht, sich einen solchen trockenen, kalten, lieblosen Brief abzugewinnen.

„Ihre Voraussetzungen betrogen sie aber, denn Emanuel befand sich in ähnlicher Lage, wie sie selbst. Auch er hielt sich daran, daß Ellen seine Liebe und seine Zurückhaltung verstehen und schätzen müsse; er rechnete auf

einen Brief, der die Antwort auf alles Dasjenige hätte sein müssen, was er ihr verschwiegen hatte, und da dieser Brief der Natur der Sache nach unmöglich eintreffen konnte, hatte er darüber einen Kummer, der nicht geringer war, als Ellens Gram.

„Ein Mann jedoch, der viele Geschäfte und die mannigfach wechselnden Aufregungen zu bestehen hat, welche große Handelsunternehmungen mit sich bringen, behält nicht viel Zeit übrig, um an eine verkannte Liebe zu denken, und erliegt derselben nicht, auch wenn er nicht aufhört, den Gegenstand derselben im Herzen zu tragen. Er antwortete Ellen mit aufrichtiger Trauer um ihren Vater, sagte, daß er sich glücklich schätzen würde, ihr irgendwie dienen zu können, und glaubte etwas sehr Heroisches geleistet zu haben, als er ihr betheuerte, daß sie auf ihn wie auf einen Bruder rechnen könne.

„Als Ellen dies Wort gelesen hatte, nannte sie sich ganz verlassen, und da Augenblicke des Schmerzes den Menschen, sofern sie ihn nicht lähmen, meist über sich selbst hinausheben und ihn zu gewaltsamen Entschlüssen verleiten, so stieg in Ellen der Gedanke auf, sich ganz von ihrer Vergangenheit loszulösen, sich einzig auf die eigene Kraft zu stellen, und eine Scheidewand zwischen sich und Emanuel aufzurichten, hinter der sie für ihn verloren bleiben mußte, auch wenn ihm später einmal die Sehnsucht und

das Verlangen kommen sollten, sie zu suchen und wieder zu finden.

„Die Beschäftigung mit jüngeren Mädchen, das Unterrichten war ihr lieb geworden, und sie befand sich auch in der Nothwendigkeit, für ihren Unterhalt sorgen zu müssen. In dem letzten Willen ihres Vaters hatte sie den Nachweis über mancherlei Verpflichtungen gefunden, deren Tilgung er ihr empfahl, falls sie jemals wieder zu Vermögen gelangen sollte. Diesem Wunsche des Hingegangenen nachzukommen, war ihr eine Befriedigung. Der Vater und sie hatten nach dem Fallissemente von den Zinsen eines Legates gelebt, das ihr Großvater für unbemittelte Kaufleute und deren Töchter begründet hatte, und zu welchem William Brooke natürlich der Nächstberechtigte gewesen war. Dies Legat gehörte jetzt ihr an, aber sie beschloß darauf zu verzichten, oder vielmehr sie wies die Gläubiger ihres Vaters auf ihren Antheil an, und Alles, was sie dafür verlangte, war, daß der eine derselben, der als englischer Consul in Antwerpen lebte, ihr einen Paß auf den Familiennamen ihrer Mutter ausstellte. Er willfahrte ihr, und mit dem Bewußtsein, eine letzte Liebespflicht gegen ihren Vater, eine Ehrenpflicht gegen sein Andenken erfüllt zu haben, verließ sie Heidelberg und begab sich nach Paris, wo die Vorsteherin des Heidelberger Erziehungsinstitutes, in welchem sie Hülfslehrerin gewesen

war, ihr in einer alten Adelsfamilie eine Gouvernantenstelle vermittelt hatte.

„Abhängigkeit zu tragen will erlernt sein, aber wer großes Leid im Herzen birgt, schlägt die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens nicht allzuhoch an, und Ellen traf es insofern sehr günstig, als die Grafen Molincour zu jenen alten guten Familien zählten, in denen Adel des Herzens und Feinheit der Sitte eben so erblich waren, als ihr Titel und ihr Wappen. Miß Windham, unter welchem Namen Ellen in dem Hause des Grafen auftrat, wurde mit aller der Rücksicht behandelt, auf die sie irgend Anspruch machen konnte, und die beiden Mädchen, welche man ihrer Aufsicht anvertraute, waren liebliche Geschöpfe. Ellen verlangte es auch gar nicht besser, als fern von der Gesellschaft ausschließlich für diese Kinder zu leben, und es hätte auch kein besseres Heilungsmittel für ihr müdes, hoffnungsloses Herz gefunden werden können, als der Verkehr mit jenen glücklichen Wesen, deren ganzes Dasein Heiterkeit und Freude war.

„Die Kinder waren ihr ganzes Augenmerk und schlossen sich ihr zärtlich an. Das machte die junge Gouvernante der Gräfin werth, und es war auch nicht möglich, die schöne, anmuthige Ellen nicht zu lieben, deren sanfte, gefaßte Entsagung, deren milde Traurigkeit sie nur noch anziehender erscheinen ließen. Man wußte in dem gräf-

lichen Hause, daß Ellen eine Waise, daß sie einst reich gewesen sei, aber man hielt sie für eine Engländerin, und sie sah auch, da sie ihrer Mutter sehr ähnlich war, wie eine solche aus. Ihren wahren Namen kannte Niemand.

„Jahre entschwanden auf diese Weise. Ellen war ihrer Herrin immer näher getreten, es ging ihr wohl in dem gräflichen Hause, und sie gewöhnte sich, so wenig als möglich zurückzudenken. Sie fing an, das Gute, das sich ihr darbot, ohne Vergleichung mit der Vergangenheit zu genießen, und der Mensch ist ja, wenn er gesund an Leib und Seele ist, so glücklich organisirt, daß er Alles vergessen kann, was er vergessen will. Und Ellen wollte vergessen, Alles vergessen, bis auf den Einen, den sie nicht vergessen konnte, weil dessen Bild immer höher und heller über ihr empor wuchs, je reicher und je tüchtiger sie selber wurde.

„Es hatte sie oftmals, wenn sie am Abend nach erfüllter Tagesarbeit einsam in ihrem Zimmer saß, dazu getrieben, an ihn zu schreiben. Oftmals hatte sie die Feder angesetzt, oft auch ein paar Zeilen, ein paar Seiten geschrieben, aber sie wußte von Emanuels Ergehen gar Nichts, sie hatte sich aus allem Verkehr mit denjenigen Personen gebracht, die ihr über ihn hätten Auskunft geben können, und wenn sie dann einmal im Zuge war, ihre Gedanken auf ihn zu richten und diese Gedanken auf das

Papier zu werfen, so drängte sich ihr die Frage auf: wie aber, wenn er Dein nicht mehr gedächte, wenn er verheirathet wäre, und er empfinge in Gegenwart seiner Frau den Brief, der ihn an Zeiten und an ein Mädchen mahnen sollte, die ihm Nichts mehr sind? — Natürlich unterblieb der Brief nach solchen Ueberlegungen, aber Emanuel wich ihr deshalb nicht aus der Erinnerung.

„Eines Abends hatte sie sich lange im Geiste mit ihm beschäftigt. Es war Frühling, die Bäume des Gartens, der das im Faubourg St. Germain gelegene Hôtel Molincour umschloß, prangten im üppigsten Grün, die Nachtigallen sangen durch die Stille und der Mond leuchtete so hell, daß die weißen, fackelartigen Kastanienblüthen förmlich auf dem Blättermeer erglänzten. Ellen hatte eine große Freude an der Schönheit der Natur, aber der Zauber einer weichen Frühlingsnacht ist sehr gefährlich für den Menschen, der schon viel verloren hat, denn die schwärmerische Empfindung, mit der wir uns in das All versenken möchten, erinnert uns bald an Diejenigen, die uns entrissen, und die vor uns in den Schooß der Mutter Erde zurückgekehrt sind.

„Ellen dachte, als sie die schönen Bäume vor sich sah, bald an die Trauerweiden und Cypressen, die auf dem Hamburger Kirchhofe das Erbbegräbniß der Brookes beschatteten, in dem ihre Mutter beerdigt lag und in dem ihr

armer Vater seine letzte Ruhestätte nicht gefunden hatte. Sie stellte es sich vor, wie groß jene Bäume jetzt schon sein würden, und wie hoch wohl der Epheu das Kreuz umranken möchte, das sie ihrem Vater in Heidelberg auf sein Grab gesetzt. Es gedieh Alles so schnell in Heidelberg, die Vegetation war viel kräftiger als in ihrer Vaterstadt, aber in den Tropen, da freilich mußte es noch ganz anders sein. Sie schreckte zusammen, sie war mit ihren Gedanken gelandet, wo sie nicht verweilen sollten. In dem Augenblicke klopfte es an die Thüre: es war der Diener, der sie einlud, zum Thee zu kommen, und es war ihr lieb, daß man sie störte.

„Sie hatte lange im Dunkeln gesessen, im Saale war es hell, das Licht blendete sie also, als sie eintrat. Die Thüren nach dem Garten waren geöffnet, der Graf befand sich mit Jemand, den sie nicht sehen konnte, auf dem Balkon. Auf dem Sopha saß neben der Gräfin eine nicht eben junge und nicht hübsche Frau. Die Gräfin begrüßte Ellen und stellte sie mit den Worten: ‚die Erzieherin meiner Kinder!‘ der fremden Dame, ohne ihr jedoch den Namen derselben zu nennen, wie das in ähnlichen Fällen meist so einseitig zu geschehen pflegte. Die Fremde machte der Gouvernante eine herablassende Verbeugung und nahm weiter keine Notiz von ihr. Die Damen sprachen von den Tagesereignissen, und Ellen ging

der Gräfin bei dem Bereiten des Thees zur Hand, als der Graf mit seinem Begleiter von dem Balkon in das Zimmer kam. Sie blickte nach dem Eintretenden hinüber, das Blut stockte ihr im Herzen, sie mußte die Tasse, welche sie in der Hand hielt, niedersetzen, um sie nicht fallen zu lassen, denn Graf Schönthal stand vor ihr.

„Auch er war eben so erschrocken. ‚Fräulein Brooke!‘ rief er aus, und hätte sicherlich viel darum gegeben, den Ausruf nicht gethan zu haben, der eine allgemeine Verwunderung erregte. Die Gräfin Molincour und die Gräfin Schönthal wiederholten den Namen, Beide mit sichtlicher Befremdung. ‚Du kennst das Fräulein?‘ fragte die Gräfin Schönthal, und: ‚Was bedeutet das, Miß Windham?‘ fragte die Gräfin Molincour.

„Ellen rang nach Fassung, aber Graf Schönthal hatte es auf seiner diplomatischen Laufbahn besser als die arme Gouvernante gelernt, einer unerwarteten Begegnung und einer üblen Lage mit Dreistigkeit die Stirn zu bieten. Er trat an Ellen heran und sagte, indem er ihr die Hand hinreichte: ‚Verzeihen Sie, Miß Windham, daß die Erinnerung mich verwirrte!‘ Dann sich gegen die Ander[en] wendend, sprach er: ‚Ich habe Miß Windham in d[em] Hause ihrer nächsten Verwandten, in dem Brooke'sch[en] Hause in Hamburg, gekannt und verehren gelernt, als [ich] noch an jenem Orte Attaché war.‘ — Er verbarg es [...]

einer geschickten Bewegung, daß Ellen sich weigerte ihm die Hand zu geben, setzte sich an ihrer Seite nieder und versuchte es, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen. Aber er blieb unfrei und verwirrt, sie antwortete ihm kurz und abweisend, und benutzte dann die erste Gelegenheit, den Saal zu verlassen, um sich in der Stille ihres Zimmers von dem Schrecken zu erholen, und sich von Herzen auszuweinen. Es war das erste Mal gewesen, daß sie einen ihrer Hamburger Bekannten wiedergesehen hatte, und gerade dem Grafen hatte sie begegnen müssen.

„Am folgenden Tage verließ die Gräfin Molincour Paris, um, wie das alljährlich geschah, bis gegen das Neujahr hin mit ihrer Familie auf dem Landsitz zu verweilen. Für Ellen war dies eine Erleichterung, wie denn der ganze Vorgang insofern zu ihrem Besten ausschlug, als er die Veranlassung zu einem weitern Aussprechen und damit zu einem volleren Vertrauen zwischen ihr und der Mutter ihrer Pflegebefohlenen wurde. Aber obschon die Gräfin jetzt Ellens wahren Familiennamen und ihre früheren Erlebnisse kennen gelernt hatte, blieb sie, weil man das Aufsehen zu vermeiden wünschte, welches ein Wechsel ihres Namens mit sich gebracht haben würde, für alle Uebrigen Miß Windham, nach wie vor; und keiner jener Schicksalswechsel, keines jener romantischen Ereignisse, auf welche selbst verständige und nüchterne Naturen

sich zu vertrösten geneigt sind, und auf welche zu hoffen kaum Jemand unterläßt, traten in Ellens Leben ein.

„Sieben Jahre hatte sie als Erzieherin in dem Hause der Gräfin gelebt, die älteste ihrer Schülerinnen hatte sich nach französischer Sitte sehr früh an einen Marquis von Nerval verheirathet, die Verlobung der jüngeren war eben vollzogen worden, und die junge Marquise zur Feier derselben von ihrem Schlosse in die Stadt gekommen. Die Gräfin ging viel in Gesellschaft, weil der Beifall, welchen ihre Töchter überall empfingen, sie erfreute, und die Marquise überließ sich mit freiem Herzen den Zerstreuungen von Paris, wenn sie ihr zweijähriges Söhnchen in Ellens Obhut wußte, welche vor nicht ferner Zeit die treue Pflegerin ihrer eigenen Jugend gewesen war.

„Niemand in der Molincour'schen Familie dachte daran, sich nach der Verheirathung der zweiten Tochter von Ellen zu trennen, denn sie war Allen wie eine Anverwandte lieb und werth geworden. Es fragte sich zwischen der Mutter und den Töchtern nur, ob Ellen als Gesellschafterin im Hause der Gräfin bleiben, oder als Erzieherin in das Haus der Marquise übergehen sollte; aber Ellen hatte doch das peinliche Gefühl, an keiner der beiden Stellen wirklich nothwendig zu sein, und diese Erkenntniß drückte sie. Sie empfand die Leere, welche jedes Frauenzimmer fühlt, das in früheren Tagen viel umworben, sich, wenn

die eigentliche Zeit der Jugend vorüber ist, ohne eigene Familie, ohne eigene Häuslichkeit und ohne einen ihr für ihr ganzes Leben zugewiesenen Beruf erblickt: sie fühlte sich heimathlos und überflüssig in der Welt, und das ist bitter.

„Spät im Herbste des Jahres achtzehnhundertsechsundfünfzig hatte sie es übernommen, die Wärterin zu begleiten, welche den Knaben der jungen Marquise in das Freie hinaustragen sollte, während seine Mutter und Großmutter in der Stadt Besuche machten. Die Sonne schien hell, die Luft war trocken, und das gelbbraune Laub der Bäume hielt noch fest an den Zweigen, so daß die schönfarbigen Baumkronen des Luxembourg-Gartens sich noch ganz stattlich zu dem hellblauen Himmel hinaufhoben. Die Wärterin hatte den kräftigen Knaben, der in ihren Armen ungeduldig geworden war, auf die Erde gestellt, und der Kleine trippelte und lief nun umher, die braunen Kastanien aufzusammeln, die er, so oft er eine gefunden hatte, einzeln zu Ellen hintrug.

„Eine Weile sah sie dem Spiele des Kindes mit Vergnügen und mit Theilnahme zu, aber die braunen Kastanien und das Rascheln der kleinen Füße in dem am Boden liegenden welken Laube riefen ihr die eigene Kindheit und die Tage zurück, in denen sie selbst als solch ein fröhliches Kind unter den Augen ihrer Mutter in dem Garten

ihres schönen Landhauses gespielt hatte. Wie wenig hatte ihre Mutter damals daran denken können, daß ihre Tochter einst fremde Kinder überwachen und erziehen, wie wenig hatte sie daran denken können, daß die sechsundzwanzigjährige Ellen so einsam und so unnütz in der Welt dastehen würde, als es jetzt ihr Fall war.

„Und sie war sechsundzwanzig Jahre alt! Morgen war ihr Geburtstag. Sie hatte ihn nun schon seit so langer Zeit allein durchlebt, denn man kennt in Frankreich die Feier des Geburtstages nicht, aber nie zuvor hatte sie mit solcher Traurigkeit auf denselben hingeblickt, als eben jetzt. War es der Ton des Herbstes in der Luft, waren es die fallenden Blätter oder der Gedanke, daß sie nun bald sich auch von ihrer zweiten Schülerin werde trennen, und sich eine neue Thätigkeit, einen Ersatz für die Liebe werde suchen müssen, die das junge Mädchen ihr bewies, — genug, sie konnte sich des tiefsten Herzeleides nicht erwehren. Ihr ganzes Leben, all' ihr Handeln und Thun zog in der Erinnerung an ihr vorüber; was ihr von Andern geschehen war, was sie Andern gethan hatte, lag im Zusammenhange vor ihr, und sie gehörte zu jenen ehrlichen und darum im gewissen Sinne beklagenswerthen Naturen, die es nicht vermögen, ihre Irrthümer vor sich zu beschönigen. Sie vermochte meist nur sich selber, und

sehr selten einmal Andere anzuklagen für dasjenige, was sie zu erfahren und zu erleiden hatte.

„Zweimal, das gestand sie sich mit Reue, war es in ihre Hand gegeben worden, mit ihrem eigenen Glück das Glück eines Andern zu begründen. Es würde sie nur ein Wort gekostet haben, den treuen Emanuel auch nach ihres Vaters Tode noch an sich zu fesseln, aber der Hochmuth, der sie dazu gebracht, ihn zu verschmähen, als der Vater sie ihm verbinden wollte, hatte sie dann später auch dazu verleitet, sich vor ihm zu verbergen und sich von allen ihren Freunden und Jugendgenossen zurückzuziehen. Was hatte ihr das genützt?

„Sie sehnte sich in diesem Augenblicke nach Deutschland, nach ihrer Vaterstadt, nach ihren alten Freunden und Bekannten. Sie wünschte in die Heimath zurückzukehren. Die Schuld ihres Vaters, welche sie mit ihrem Legate zu bezahlen übernommen, war getilgt, sie besaß dadurch jetzt wieder eine kleine Jahresrente; von der gräflichen Familie war ihr eine Pension zugesichert, wenn sie nach vollendeter Erziehung der beiden Töchter Frankreich zu verlassen wünschte, und sie hatte selber einige Ersparnisse gemacht, so daß sie vor aller Noth gesichert und in der Lage war, in ihrer Heimath selbstständig und auskömmlich zu leben. Aber wen würde sie wiederfinden von ihren früheren Bekannten, wie würde sie dieselben wieder=

finden, wie würde man sie jetzt empfangen? — Das waren die Fragen, die sie hin und her erwog, die ihr das Herz beklemmten und den Sinn umdüsterten.

„In jenes Brüten versenkt, in dem man vor sich hinblickt ohne etwas Bestimmtes zu sehen, saß sie träumerisch da, und zog mit ihrem Sonnenschirme leise Linien in die Erde, die sich in Kreise verschlangen, wie ihre Gedanken, und immer auf denselben Punkt zurückkehrten, wie diese. Der Knabe hatte so viel Kastanien auf ihren Schooß gehäuft, daß sie endlich wieder aufmerksam auf ihn und seine Spiele zu werden begann, und eben richtete sie das Haupt nach der Seite hin, nach der das Kind sich hingewendet hatte, als sie einen Mann erblickte, der plötzlich in seinem schnellen Gange inne hielt, um dem Knaben Raum für seine kleinen Schritte zu lassen.

„Sie sah noch einmal hin, ihr Auge konnte sie nicht getäuscht haben, aber sie wagte es nicht, ihm zu vertrauen. Sie erhob sich, der Fremde wurde aufmerksam auf sie, er blickte sie an, er kam näher heran, es war keine Täuschung, es war Emanuel selbst.

„Er war noch kräftiger, noch männlicher geworden, aber das war der Blick voll Liebe, mit dem er sein ernstes Auge stets auf sie gerichtet hatte, das war der Ausdruck von Freude, den sie so oft gesehen, wenn er sich ihr unerwartet gegenüber befunden hatte. Auch er hatte sie also

augenblicklich wiedererkannt, und er hatte sie noch nicht vergessen.

„Sie wollte ihm entgegen gehen, und mußte sich doch festhalten an der Bank; aber er trat an sie heran, er stand an ihrer Seite, sie hielten sich schon bei den Händen und keines von ihnen sprach ein Wort.

„‚Ellen!‘ sagte er endlich, ‚welch ein Glück ist das!‘

„‚Was führt Sie hierher?‘ fragte sie.

„‚Gestern bin ich in Havre gelandet. Seit heute Morgen bin ich hier!‘ gab er ihr zur Antwort, und Rede und Gegenrede paßten nicht recht zusammen, aber sie verstanden einander dennoch und wieder schwiegen sie Beide.

„‚Wo waren Sie denn all die langen Jahre? Wir haben uns lange, lange nicht gesehen, und viel erlebt, seit wir uns trennten!‘ nahm Emanuel endlich wieder das Wort, und sie hatten sich niedergesetzt und er hielt ihre Hand in der seinen. Er fragte sie, wie es ihr ergehe. Sie sagte: es gehe ihr sehr wohl! und ihr ganzes Gesicht lächelte vor stillem Glück. Sie hatte es ganz vergessen, wie unglücklich sie sich eben noch gefühlt hatte.

„Während dessen kam der Knabe an sie heran. Er weinte, weil sie die Kastanien hatte zur Erde fallen lassen. Sie hob ihn auf und suchte ihn zu trösten. Er schmiegte sein dickes bethräntes Gesichtchen an ihre Schulter. Emanuel wurde ernst und blaß.

„‚Ist das Ihr Knabe?‘ fragte er.

„‚Nein!‘ versetzte sie. ‚Ich habe seine Mutter von Kindheit auf erzogen, und ihn auf deren Bitte mit seiner Wärterin ein wenig in die Luft geführt.‘ Sie kam sich sehr alt vor, als sie das aussprach, und es that ihr weh, so alt zu sein.

„‚Und Sie selbst, Sie haben keine Kinder?‘ forschte Emanuel weiter.

„Ellen wurde roth. ‚Ich bin nicht verheirathet!‘ sagte sie. Das hatte er hören wollen und doch nicht danach zu fragen gewagt. Er nahm das Kind von ihrem Arme und küßte es. Vorher war ihm das nicht möglich gewesen, so sehr er Kinder liebte.

„Vom Luxembourg schlug es zwei Uhr. ‚Es wird Zeit sein, Miß Windham, daß wir nach Hause gehen,‘ bemerkte die Wärterin des Knaben. Es war das erste Mal, daß Jemand Ellen an ihre Pflicht erinnern mußte.

„Sie erhob sich, Emanuel gab ihr den Arm, die Wärterin folgte ihnen mit dem Kinde nach. Es gab das Beiden eine Illusion, die sie verlegen machte, daß sie still neben einander hergingen, bis Emanuel die Frage aufwarf, weshalb man sie nicht bei ihres Vaters Namen nenne. Sie fing an ihm zu erzählen, und sie erzählte nun Alles. Seit wie lange hatte sie nicht so von Herzen sprechen können. Sie schilderte ihm die letzten Stunden

in ihrem Vaterhause in Hamburg, und des Vaters letztes Lebensjahr, und Alles, was sie seitdem erlebt. Ihm war ja Alles wichtig, Alles neu. Er beklagte des Vaters Tod, er beklagte auch den Untergang des guten alten Hauses, der guten alten Firma, in der er selbst gelernt und gearbeitet hatte durch so lange Zeit.

„,Es war Schade, daß Niemand da war, sie neu aufzurichten!' sagte er, und er bedauerte dann, daß er das Wort gesprochen hatte. Ellens bewegte Gedanken davon abzulenken, hub er nun von sich selber zu berichten an. Sie mußte es doch wissen, wie Alles ihm geglückt war, wie acht Jahre der Arbeit ihn zum reichen Manne gemacht hatten, und daß er nun wiederkehrte, um Europa nicht mehr zu verlassen und sich in der Heimath festzusetzen. Er wollte von Hamburg aus seine Geschäfte in Australien leiten. ,Ich fürchte nur,' meinte er, ,ich werde auch wie Sie ein Fremder in der Vaterstadt geworden sein. Acht Jahre sind solch eine lange Zeit.'

„Ellen räumte ihm das ein. Sie kamen vor das gräfliche Haus, sie gelangten an Ellens Zimmer. Er begleitete sie hinein. Sie zeigte ihm den Raum, in dem sie so lange einsam gelebt, und die Andenken aus dem Vaterhause, von dem sie so lange schon entfernt war. Welch' eine Zeit trennte sie von jenen Tagen! Er saß an ihrer Seite und sah sie gedankenvoll an. ,Eine lange Zeit!'

wiederholte er und fügte dann hinzu: ‚Und sie hat doch Nichts geändert, Ellen! Denn ich komme wieder mit all den alten Wünschen, mit dem einen alten Gedanken, und mit der alten Hoffnung, liebe Ellen!‘

„Sie saß ihm gegenüber, das Herz war ihr voll zum Ueberfließen, aber sie konnte Nichts sagen. Im Kamin knisterte das Feuer, die Sonne sah hell in die Stube hinein, sie saßen einander so nahe und es war ihm so wohl in ihrer Nähe. Er bog sich zu ihr hinüber und nahm ihre Hände gefangen: ‚Ellen!‘ fragte er, ‚soll ich denn noch einmal von Dir gehen, noch einmal in die Welt hinaus, ohne Dich!‘

„‚Ach nein,‘ rief sie, ‚bleibe hier!‘ Aber als habe sie noch kein Recht zu dieser Bitte, entzog sie ihm ihre Hand, und mit einer Lebhaftigkeit, die er nie an ihr wahrgenommen, sagte sie: ‚Du mußt es aber wissen, Du mußt Alles wissen, wie unglücklich ich war seit der Stunde, da ich Dich verschmähte! Du mußt es auch wissen, mit wie viel tausend bitteren Thränen ich es bereute, wie schwer mir das Herz war, wie schuldig ich mich fühlte, als ich noch die Braut des Grafen war —‘

„‚Still, Ellen, still!‘ sagte er, denn er war keiner jener Egoisten, die Freude finden an der Selbstanklage der Geliebten. ‚Still, Ellen! Ich hätte auch nicht fortgehen sollen; es war eine feige Flucht, daß ich Euch verließ,

und auch ich habe jener Tage thörichte Verblendung oft genug bereut. Aber wozu rückwärts blicken, sind wir doch im Hafen!'

„,Ja, im Hafen!' rief sie, und warf sich in seine Arme, die er ihr entgegenbreitete.

„,Nun kehren wir Beide in die Heimath zurück!' sagte Emanuel.

„,Und Du richtest die alte Firma wieder auf!' rief Ellen so eifrig, daß Emanuel lachen mußte; ,das sind wir dem Vater schuldig.'

„,Gewiß! da Du nun mein Compagnon wirst,' sagte der glückliche Emanuel, ,mein theurer Compagnon in Glück und Leid!'

„Sie kannten ihrer Freude kein Ende, und sie haben Wort gehalten. Sie haben den Wunsch des Vaters ganz und gar erfüllt, nur Schade, daß er sich nicht mehr daran erfreuen konnte. Emanuel hat die alte Firma wieder aufgerichtet, Ellen ist seit vier Jahren seine Frau, und sie sind einander treue Compagnons geworden, die guten, lebensgeprüften Menschen! Auch für die Fortführung der Firma ist schon gesorgt, denn Ellens beide Knaben gedeihen ganz vortrefflich."

Die Erzählerin brach jetzt ab. Sie war ganz gerührt worden von ihrem eigenen Berichte, und wir waren es mit ihr.

„Es ist eins der glücklichsten Paare, die ich kenne," sagte sie nach einer kleinen Pause, da wir Alle noch unter dem Eindruck des Gehörten schwiegen, „und bei den Beiden wird man wirklich an das alte Sprüchwort erinnert: ‚Was lange währt, wird gut!'"

„Es könnte auch heißen: ‚Auf Regen folgt Sonnenschein!'" sagte ein Anderer, der hinausgeschaut, und es, wie wir Alle, wahrgenommen hatte, daß der Himmel sich gelichtet hatte und die letzten Sonnenstrahlen durch die Bäume der Promenade funkelten.

„Wenigstens hat die Erzählung das Gute gehabt," sagte die alte Dame, „Ihnen vom Regen bis zum Sonnenschein die Zeit zu vertreiben. Das ist ein Verdienst, das der Redseligkeit des Alters nicht immer zuerkannt werden kann, und das ich mir heute nicht nehmen lasse. Nun aber kommen Sie hinaus, denn wir sind ja hier, um uns zu sonnen."

Sie ging hinaus und wir Alle folgten ihr nach. — Wir dankten ihr eine gute Stunde, und Mancher vielleicht noch eine gute Lehre in den Kauf.

Inhalt des ersten Bandes.

Lewald, Fanny

Bunte Bilder gesammelte Erzählungen und Phantasiestücke

Bd.: 1

Berlin 1862